Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 53 (1986)

Artikel: Schweizer Käser im Kaukasus
Autor: Siegenthaler, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1076076

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizer Käser im Kaukasus

Ernst Siegenthaler erzählt seine Lebenserinnerungen,
herausgegeben von *Alfred G. Roth*

Yes, the life of Ernest and Martha was often most difficult and never really easy. It shows the strenght of their characters that they succeeded inspite of these difficulties. They set an example for future generations to follow. *P. J. Peters*, 1982

1. Einführung

von Alfred G. Roth

1.1. Transkaukasien

In einem Inserat der *Bernischen Blätter für Landwirtschaft* suchte 1862 ein *Baron von Kutzschenbach* für *Georgien* einen Ober- und einen Untersenn *zur Führung einer Käserei und Überwachung eines grösseren Viehstandes.*[1] Das scheint der Ausgangspunkt gewesen zu sein für eine über Jahrzehnte dauernde Auswanderung von Berner Käsern, insbesondere Oberländern, nach dem Kaukasus, wie man sagte, aber genauer nach *Transkaukasien.* Das ist das Einzugsgebiet des Flusses Kura südlich der europäisch-asiatischen Wasserscheide längs des kaukasischen Hauptkamms mit den Fünftausendern Elbrus und Kasbek. Dieses Land, durch Ausläufer der nördlichen und südlichen Berge stark gegliedert, sich im westlichen Drittel nach dem Schwarzen und im Ostteil dem Kaspischen Meer zuneigend, lag seit Jahrhunderten im Spannungsfeld zwischen Zar, Sultan und Schah. Russland hatte die Grusinische Pforte quer durch den Kaukasus 1784 und die Hügelländer südlich davon 1801/6 erobert.

Als der eigentliche Erschliesser, zuerst der Krim ab 1823 und ab 1844 Transkaukasiens, gilt *Fürst Michael Woronzoff* (1782–1856). Er hat sich am schönsten und südlichsten Punkt der Krimküste durch den Burgdor-

fer Architekten und Hofrat *Eduard Aeschlimann* (1808–1893)[2] das berühmte Palais in Alupka erbauen lassen, das denn auch sofort in der Leipziger Illustrierten Zeitung 1855 abgebildet worden ist. Er erhielt auf dem Michaelsplatz zu Tiflis ein Bronzestandbild.

Die feste Organisation des Landes in drei Gouvernemente und die enge Verwandtschaft des Zarenhauses mit deutschen Fürstenhäusern veranlasste viele *Deutsche,* sich dort anzusiedeln, in der Höchstzahl 15000 Kolonisten in 21 Siedlungen.[3] Das wiederum bot den Schweizern manche Erleichterung.
Im Gouvernement *Tiflis* gab es allein sieben geschlossene deutsche Niederlassungen mit 5000 Köpfen. Darunter war die in Tiflis selber mit 2000 Köpfen die stärkste, meist aus Schwaben bestehend und mit zwei Schulen versehen.[4] Für die Berner, die im Bergland südlich von Tiflis arbeiteten, war die von der Zarin Katharina II. privilegierte württembergische Siedlung *Katharinenfeld* wichtig. Sie war, am Fluss Maschawer und längs der grusinischen Heerstrasse nach Kars, städtisch geplant und angelegt, besass eine lutherische, eine russische und eine armenische Kirche, Primar- und Sekundarschule deutscher Sprache, dazu Rathaus, Schlachthaus und Mühlen. Hier ist 1894 unser Erzähler *Ernst Siegenthaler* zur Taufe getragen und 1910 konfirmiert worden.
Etwas talabwärts residierte auf seinem grossen Landsitz *Mahmutly,* dem er eine Glashütte angegliedert hatte, der initiative Baron *Alexander von Kutzschenbach,* mit einer Schweizerin verheiratet.
Im östlich anschliessenden Gouvernement *Elisabethpol* lebten 1883 unter den fast 700000 Einwohnern 1624 Deutsche[5] mit den zwei grossen Dörfern Annenfeld und Helenendorf neben sechs kleineren, meist von Württembergern bewohnt. In *Helenendorf* gab es ebenfalls eine lutherische Kirche, eine Ziegelei, eine Real- und eine anschliessende Oberrealschule. Der Name ist jedenfalls zurückzuführen auf die Grossfürstin *Helena* Pauwlowna (1807–1873), geborene Prinzessin von Württemberg, die beliebt war durch ihre Unterstützung von Künstlern und Gelehrten und ihre Anhänglichkeit an ihr Stammland. Früher hiess das Dorf Chanlar, soll 1812 nach der Eroberung durch die Russen gegründet und 1818 durch Württemberger, die mit ihren Planwagen über den Darielpass gestiegen waren, bevölkert worden sein. Sein Aufschwung dürfte mit dem Zustrom württembergischer Auswanderer im Gefolge der liberalen Unruhen in der Mitte des 19. Jahrhunderts zusammenhän-

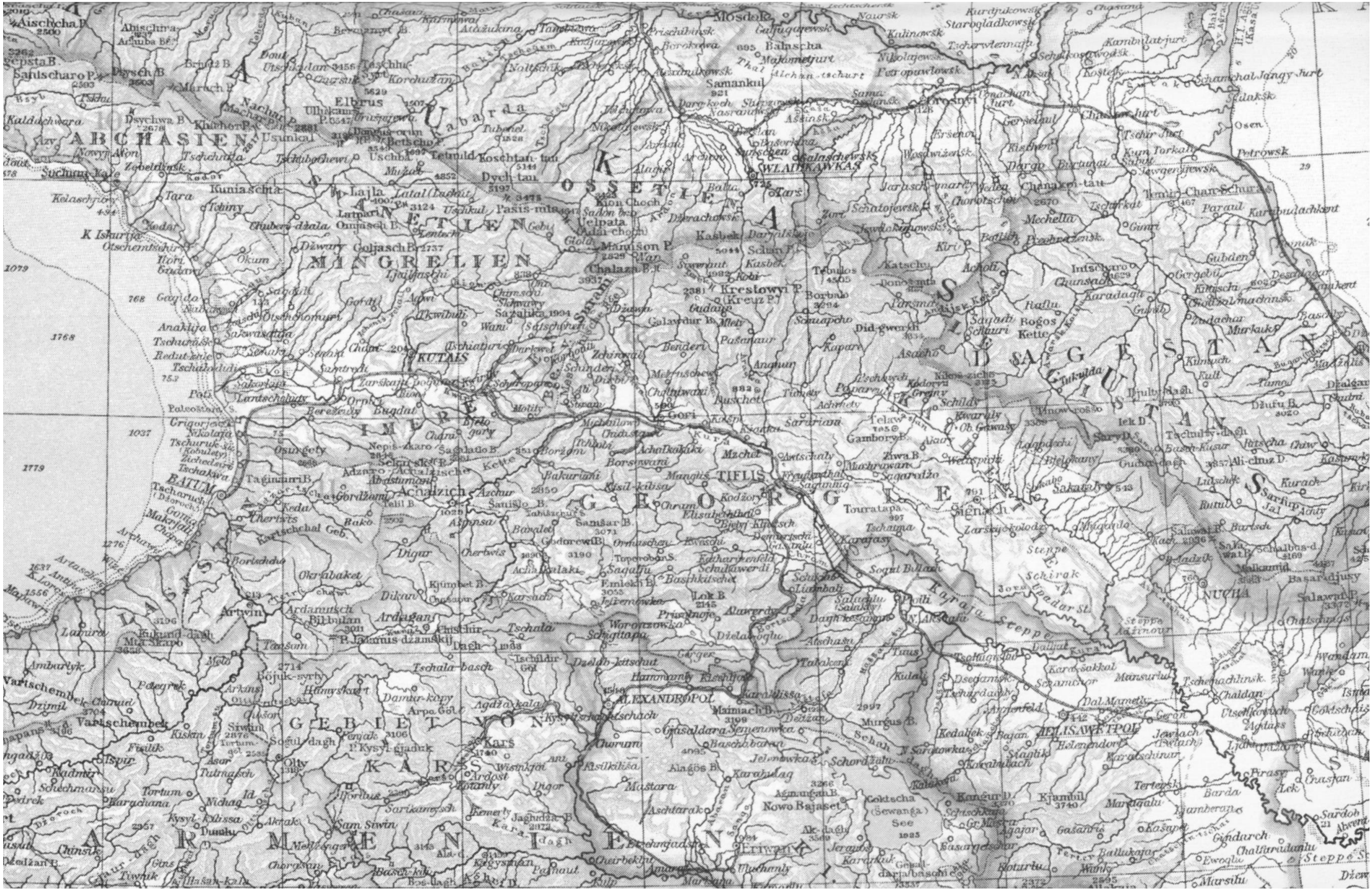
gen. Auf jeden Fall sorgten die Siedler planmässig dafür, dass das ihnen zugeteilte Land nur an Deutschsprechende verkauft wurde. Es galt eine Art Erbhofrecht auf Grund des Kolonistenstatuts.[6] Hier also gingen die Siegenthaler aus dem 30 km entfernten Todan hin, hierhin gingen sie ihre Kinder taufen, schickten sie zur Schule und hatten gute Freunde unter den angesehenen Weingutsbesitzern (Bild S. 70/71).
Die Schweiz hatte 1872 mit Russland einen *Niederlassungsvertrag* abgeschlossen. Nach der Errichtung einer *Gesandtschaft* in St. Petersburg 1905 konnte er kräftig aktiviert werden. In *Tiflis* gab es, angesichts der starken Einwanderung, seit 1883 ein *Konsulat,* zur Entlastung des weitentfernten Odessa.[7]
Nach der Revolution wurde die Gesandtschaft in *Petrograd* am 19.11.1918 ausgeraubt und am 2.3.1919 liquidiert. Das Konsulat in *Tiflis* (Konsul Oberli) wurde 1921 geschlossen. Das Verhältnis der Schweiz zur Sowjetunion wurde nach der Ermordung des inoffiziellen Emissärs Worofsky an einer Lausanner Konferenz am 10.5.1923 äusserst gespannt. Bundesrat *Motta* war seit der Einmischung des russischen Gesandten Berzin in den Generalstreik 1918 kein Freund der Bolschewiki.

Ein Wort sei zu den *Glaubensbekenntnissen* gesagt. Ihre Verteilung ist dort äusserst unübersichtlich. Die *armenische* christliche Kirche ist eine der ältesten überhaupt. Seit dem 4. Jahrhundert gab es einen Bischof. Sie betrachtete sich eher als vom Papst in Rom betreut als vom Patriarchen in Byzanz. Ihr Hauptort ist Edschmiazin bei Eriwan mit dem berühmten Kloster.
Seit der Eroberung durch die Russen wurde die *orthodoxe* Kirche bestimmend, die in den Gebieten am Schwarzen Meer längst vorherrschte und in Kutais eine prächtige Kathedrale besass. Doch waren auch bei ihr die Verhältnisse unklar durch die sich ausbreitenden zahllosen Sekten. Von diesen gab es in Transkaukasien u. a. die *Molokanen.* Ihnen hatte Fürst Woronzoff an der Kaminka, einem westlichen Nebenfluss der Bortschala, eine ganze Siedlung zur Verfügung gestellt. Sie heisst deswegen die *Woronzowka.* Hier in der Nähe konnten sich die Siegenthaler auf dem kaiserlichen Land niederlassen und bauten Anfang der 1890er Jahre eine Käserei.
Von den *Molokanen* heisst es 1890[8]: *Harmloser Art... sind die Molokanen (Malakanen, «Milchesser»), die zwar das Priesteramt, die Sakra-*

mente etc. sowie die Heiligenanrufungen verwerfen, nur die Bibel anerkennen... im übrigen aber fleissige und ordentliche Leute sind. Ganze Gemeinden von Molokanen leben in durchgeführter Gütergemeinschaft.
Für Woronzowka meint Siegenthaler, dass das indessen nicht ganz zugetroffen habe, indem fast jeder seinen eigenen Hof bewirtschaftete, viel Pferdezucht und selbständig Fuhrungen Tiflis–Kars betrieb. Für die Schweizer wichtig waren die *mohammedanischen* Völker, da sie in Aserbeidschan und im Karsgebiet als Türken oder Tartaren in Überzahl vorhanden waren und sich als ungelernte Arbeiter anstellen liessen. Doch waren sie unzuverlässig, sobald die öffentliche Ordnung wankte. Auch die *Karabulaken*[9] waren ein mohammedanischer Stamm, der den Tschetschenzen im Nordkaukasus angehörte. Die Orte mit dem Namen Karabulach dürften auf sie zurückgehen. Davon liegt der eine, von den Ammeters bewohnt, oberhalb Katharinenfeld im Maschawertal, der andere oberhalb Annenfeld im Schamchortal westlich von Siegenthal/ Todan.
Die Berner waren natürlich *evangelisch-reformierter,* helvetischer Konfession. Sie hatten aber, bei geringer Zahl und weit zerstreut, nirgends eigene Kirchen, sondern besuchten Gottesdienst und Unterricht in den *evangelisch-lutherischen* Kirchen von Helenendorf, bzw. Katharinenfeld.

1.2. Weltpolitik

Das *armenisch*-christliche Hochland mit *Eriwan* erhielt Russland 1828 von Persien,[10] Kars aber erst nach dem Krieg gegen den Sultan im Berliner Vertrag 1878,[11] verlor indessen *Kars* gegen den zugriffigeren Kemal Atatürk während des Bürgerkrieges mit dem Vertrag von Kars 1921.[12]
Der Vertrag von Sèvres[13] der Alliierten mit der Türkei 1920 hatte ein neues und selbständiges *Armenien* vorgesehen. Der Anführer *Andronik* (aus dem alten armenischen Fürstengeschlecht?) versuchte, anfangs nicht ohne Erfolg, wie sich Ernst Siegenthaler erinnert, die weitverstreuten Landsleute um sich zu sammeln, war aber, entfernt von Meer, Ressourcen und Subsidien, nicht imstande, sich des Ansturms der islamitischen Türken zu erwehren, die mit dem berüchtigten Völkermord an den armenischen Christen eine politische wie religiöse Bereinigung ihrer Nordostgrenze suchten.


ABCHASIEN
MINGRELIEN
IMERETIEN
KUTAIS
OSSETIEN
WLADIKAWKAS
TIFLIS
GEORGIEN
KARS
GEBIET VON
ALEXANDROPOL
ELISAWETPOL
NUCHA
Elbrus
Kreuz P.
Kreuzowyi P.
Kasbek
Ararat
Eriwan
Mosdok
Balascha
Samankul
Grosny
Petrowsk
Derbent
Baku
Tiflis
Kutais
Batum
Artwin
Kars
Alexandropol
Elisawetpol
Nucha
Eriwan

Auf der andern Seite lauerte schon das kommunistische Russland. Zwar hatte 1918 ein *deutsches* Expeditionskoprs[14] von der Türkei aus, am 26.5.1918 in Batum gelandet, Kutais, *Tiflis* und die dortigen Kriegsgefangenen befreit und die zahlreichen Landsleute unter Schutz genommen. Südlich Tiflis lag die 3. bayrische Kavallerie-Division, von weitem erkennbar an ihren blauweissen Lanzenwimpeln. Sie zahlte in Reichsmark. Ihr Nachschub klappte. Sie hielt vorzüglich Ordnung. Auch die Schweizer zogen daraus Nutzen. So hatte Christian Ammeter sein Rindvieh mit CA gebrannt, und die deutschen Reiter halfen ihm, diese Tiere, die ihm am 1.3.1918 alle gestohlen worden waren,[15] auf den Weiden bei den Tataren aufzutreiben. Deutschland ernannte General *Kress von Kressenstein* als seinen besonderen Vertreter in Tiflis: *Er verstand es, mit den Georgiern im besten Einvernehmen zu wirken.*[16]
Weiter südwestlich besetzten die *Türken* am 26.4.1918 nach vierzig Jahren wieder *Kars,* das sie nicht mehr verliessen. Den stark mohammedanischen Gebieten im nördlichen *Armenien* und in *Aserbeidschan* verhalfen sie zur Unabhängigkeit. Die Ölquellen von *Baku* besetzten von Persien aus die Engländer, bis sie sie noch am 15.9.1918 den Türken preisgeben mussten.[17]
Nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte Anfang November 1918 (von Deutschland bis zur Türkei) hielt der weissrussische General *Denikin* das südrussische Gebiet, ab 13.11.1918 mit Unterstützung der *Engländer.* Als diese kurzsichtig Anfang 1920 abzogen, war auch Denikins antibolschewistische Position verloren.

Im Schutze des hohen Gebirges hatte sich nach Ausbruch der russischen Revolution (vom 14.3.1917) am 20.9.1917 eine grosse, von Moskau unabhängige *Transkaukasische Republik* gebildet.[18] Sie teilte sich, angesichts ihrer Heterogenität, schon am 26.5.1918 in die Georgische, die Armenische und die Aserbeidschanische, mit den Hauptstädten Tiflis, Eriwan und Elisabethpol. Da die rechte Hand Lenins indessen der Georgier Dschughaschwili mit dem Übernamen *Stalin* war, zudem bei Baku die wichtigsten Ölquellen der Sowjets liegen, konnte die Selbständigkeit dieser Staaten nicht von Dauer sein. Die neuen Zaren übernahmen, entgegen allen Beteuerungen,[19] den Kolonialimperialismus der alten.
Zuerst musste die ölreiche *Nationale Republik Aserbeidschan* fallen. Das geschah unter *Kirows* Organisation, nach erbittertem Kampf mit

den regionalen Streitkräften, am 27.4.1920. Ministerpräsident *Jusuf-Bejli* (Weli) wurde ermordet,[20] ebenso der Regionskommandant *Gämbär* von Elisabethpol. Die Siegenthaler, kaum 30 km vom Schauplatz entfernt, erlebten diesen Teil der Weltgeschichte aufs intensivste mit.

Als nächstes fiel am 29.11.1920 (gleichzeitig mit der Ukraine) das christliche *Armenien* mit Eriwan dem von *Ordschonikidse* organisierten *Schutz vor den Türken* und der *Befreiung* von der Bourgeoisie durch die atheistische Rote Armee zum Opfer. Hier hatte sich die Republik nie richtig festigen können. Das Land war zu sehr zerteilt, die kleine Führerschicht uneins. Ausserdem hatten schon die Zaren dafür gesorgt, dass die Notabeln (Meli/Weli) nach Petersburg gezogen wurden:
Fürst *Peter I. Bagration* (1765–1812 Moskwa), dessen Geschlecht ab 780 für 1000 Jahre ganz Georgien regiert hatte, war als General gegen Napoleon gefallen. Der Melik *Loris*[21] (*1826 Tiflis) hatte als General gegen die Türken die Festung Kars 1854 und 1877 gewonnen. Fürst *Iwan M. Andronikow* (*1798 Tiflis) war 1850 zum Gouverneur von Tiflis gemacht worden. Fürst *Alexander I. Barjatinsky* (1814–1879) war 1856/9 Feldmarschall und Oberbefehlshaber der kaukasischen Armee.
Eriwan nun *besass eine rege und gutorganisierte Schicht von Intellektuellen, deren politische Einstellung, im Gegensatz zu Tiflis, Russland und dem Sowjetregime gegenüber freundlich gesinnt war,*[22] da sie glaubten, hier würden sie endlich, gemäss der Theorie des russischen «Vielvölkerstaates» zu ihrem «autonomen» Vaterland kommen. Sie kamen es, freilich nicht im gedachten Sinne, «so gut» wie die Tschetschenen, Tscherkessen, Kirgisen usw.
Immerhin haben sie eigene Kirche und Schrift bewahren können. Eine *armenische Opposition,* vor allem gegen die Türken, ist heute lebendiger als je. In Paris hat sie vor kurzem, am 29.4.1984, ein Denkmal enthüllt.

Das blühende *Georgien* unter dem menschewikischen Staatspräsidenten *Noé Žordánia* (1867–1953)[23] gab seinen langen und harten Widerstand gegen die Rote Armee erst am Abend des 21.2.1921 auf. Am andern Morgen um 10 Uhr marschierten die sogenannten Befreier ein.[24] Jetzt erst war es möglich, zur Tarnung ein «Hilfsgesuch» an Moskau zu richten, nach dem bewährten Muster bei den schon vorher gefallenen Republiken[25] und seitdem immer wieder. Ernst Siegenthaler, der in

Woronzowka aufgewachsen war, musste nach dem Einmarsch der Roten Armee zusehen, wie das *Denkmal* des Fürsten Woronzoff in Tiflis über den Füssen abgesägt, gestürzt und zum Einschmelzen weggefahren wurde. Im Palais der grossfürstlichen Vizezaren logierte bald darauf *Stalin seine Mutter* ein. Das hinderte sie immerhin nicht, vor ihrem seligen Ende einen orthodoxen Geistlichen zu sich zu bitten. – Eine *georgische Opposition* gibt es heute noch.

1.3. Milchwirtschaft

Die Siegenthaler als Truber waren eine ausgesprochene Käser- und Bienenzüchterfamilie. Zwei ältere Brüder von Ernst besassen im Gebirge nach Armenien hin mehrere Käsereien, im sogenannten Karsgebiet. Ernst hat sie, noch in der Zarenzeit, mehrmals besucht. So kam er nach *Eriwan* zu Füssen des Ararat, nach der hochgelegenen Stadt *Ardagan* und nach dem vor 1877 von den Türken schwerbefestigten *Kars* (vgl. Karte S. 49).
Wie sich Ernst erinnert, war der kaukasische Emmentaler Käse sehr schmackhaft, weil aus natürlicher Weidemilch völlig unforciert hergestellt.
Der Cousin seiner Frau, *Fritz Ammeter,* beschreibt das, wie folgt:[26] *«Der Bortschaliner Kreis* («Bortschalinsk», an der Bortschala südlich Tiflis) *war die beste Gegend für die Fabrikation von Emmentalerkäse. Hier hat es überall das schönste Alpengras auf den prächtigen Weiden. Wer diese Fruchtbarkeit nicht selbst gesehen hat, kann sich kein Bild davon machen. Die meisten Käsereien lagen in einer Höhe von 1200 und mehr Metern. Karabulach hat eine Höhe von 1300 Metern, Kamerli eine solche von 1250 Metern. Dambowka und Radiwannowka, wo mein Schwager Gottfried Ryf seine Käsereien hatte, liegen sogar 2000 Meter über Meer.»*
«Besseres Land als im Südkaukasus gibt es nirgends...»
«Zu düngen braucht man nicht und erhält trotzdem jedes Jahr schönes Gras, sehr viel Heu. Emden allerdings kann man selten, weil der Heuet infolge des späten Frühlings auch spät erfolgen kann. Ungefähr Mitte April kommt das Vieh auf die Weide. Bis Mitte Mai wird alles geweidet. Dann steckt man das Land in Heu- und Weideland ab. Das Vieh bleibt Tag und Nacht auf der Weide. Morgens um halb 6 Uhr treibt man die Kühe zum Melken zusammen. Das wiederholt sich abends um 5 Uhr.

Baron *Kutzschenbach* zu Besuch in Käserei Karabulach.

Dies gibt ein leichtes Bauern. Das Melkgeschäft besorgen die Frauen, die dies viel besser machen als die Männer. Ich hatte viel weniger mit Euterkrankheiten zu tun...»

«Wer den Bortschaliner Kreis im Jahre 1900 sah, der hätte ihn 1914 kaum mehr wiedererkannt, so hatte er sich entwickelt und zu seinem Vorteil verändert. An Stelle der elenden Tatarendörfer waren die schönen schweizerischen Farmen und Käsereien getreten. Die Gegend selber war wunderschön.»[27]

«Im Hintergrund waren die Berge (des Kaukasus). *An einem klaren Tag konnte man die schneegekrönte Schönheit der Gipfel Kasbek und Elbrus geniessen.»*[28]

Die *erste* Schweizer Käserei soll 1858 mit der Gründung der deutschen Kolonie *Alexanderhilf* westlich von Tiflis und zwar auf Wunsch der Regierung entstanden sein. Sie war genossenschaftlich organisiert und wurde durch einen Schweizer Lohnkäser betrieben, war indessen bald die *grösste* in Transkaukasien. Die nächste dürfte die von Baron *Kutzschenbach* gewesen sein, der dazu ein Gut von 76 km² pachtete. Um 1900 gab es 15, um 1914 schon 45 Schweizer Käsereien in Transkaukasien[29]. Die *technische Einrichtung,* wie Siegenthaler noch weiss, entsprach den Schweizer Erfordernissen. Da waren meist ummantelte holzgefeuerte Zwillingskäsekessel über Feuerwagen vorhanden, worin morgens und

abends 2 × 2 = *4 Emmentaler* je Käserei entstanden. Selbstverständlich gab es Salzbad, Heizspeicher und Lagerkeller. Die Käserei-Artikel alle liess man entweder von *Max Saenger* in Langnau oder von der ebenso altbekannten Firma *A. Morgenthaler (AMO)* in Bern kommen. Die Zentrifugen waren von *Alfa-Laval.* Auch sonst war man nicht schlecht ausgerüstet. Bald nach dem Krieg montierte man zwei *Radio-Antennen* auf vier hohen Stangen, batteriebetrieben, und war in der Lage, Radio Breslau zu empfangen, damit die Verbindung mit dem Westen aufrechterhaltend.

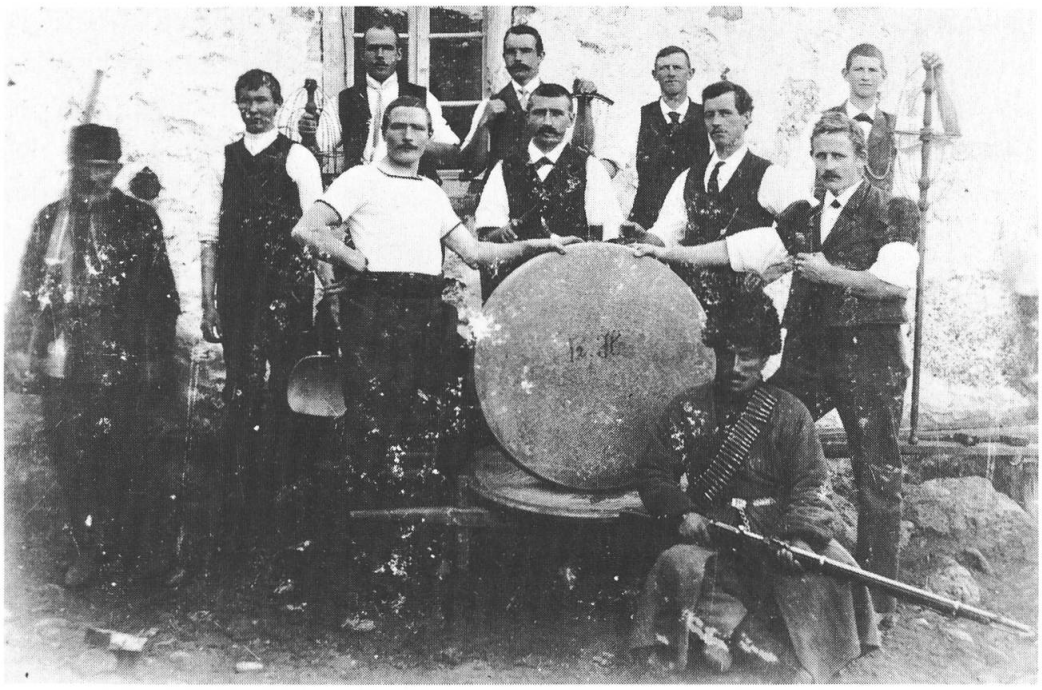
Man fabrizierte 60–80 kg schwere, kirschgelochte Laibe. Die Hälfte verkaufte man im Herbst, um zu Geld zu kommen, den Rest ausgereift im Frühjahr. Im Winter stellte man den ortsüblichen Čečil- oder Tschitschil-Käse her: *«Die Käse sind in Form von Spiralen zusammengewikkelt, die quer verbunden werden: Gewicht 3–4 kg.*[30]

Das Hauptgebäude in Karabulach war die Käserei. Ungefähr 1 km entfernt ensprang eine grosse Quelle dem Felsen. Man hatte einen Kanal gegraben, der das kalte, schöne, reine Wasser durch die Käserei leitete. Dieses trieb ein Wasserrad, dem ein Butterfass angeschlossen war. Die Käserei, sowie alle andern Gebäude, war aus Stein und hatte ein Schieferdach. Die grossen Kessel, in denen die Milch gewärmt wurde, glänzten. Sie wurden äusserst rein gehalten. Deshalb war der Emmentaler Käse auch so gut. Dann gab es da die grossen Räume, wo der Käse gesalzen und gereift wurde.»[31] Das ist die Beschreibung des Betriebs von *Christian Ammeter,* dem sog. Patriarchen.

Dazu kamen die Betriebe von *Peter Ammeter* und seines Sohnes Fritz. Alle galten als Grossmolkereien im internationalen Sprachgebrauch.[32] Fritz Ammeter sieht es folgendermassen:[33]

«Ich besass sechs grosse Farmen. In Karabulach und Kamerli machte ich von der Milch meiner eigenen Kühe jeden Tag je vier hundert Kilo schwere Emmentalerkäse. Auf den andern vier Käsereien kaufte ich die Milch und machte je zwei Käse. Und wenige Jahre später verlor ich alles an die hochwohllöblichen Bolschewiki! Oft in der Nacht kommt mir alles wie ein Traum vor.»

Siegenthaler erinnert sich, dass man als Käsereigehilfen immer junge Schweizer berief, als Handlanger – gegen fünf pro Käserei – Einheimische. Auch die Melkerinnen waren Einheimische, die noch die Milch ihrer eigenen Kühe in die Käserei brachten, des besseren Preises wegen. Die Einheimischen jedoch machten nur Schafkäse, vermischt mit dem



Käserei *Karabulach,* um 1910.

überschüssigen Buttermilchquark. Er ist als *Elisavetpoler Schafkäse* in der Fachliteratur registriert.[34]

Gisela Tschudin weist in ihrer reich dokumentierten Arbeit[35] über die Schweizer Käser im Zarenreich auf das *Fragwürdige* ihrer Kultivierungsarbeit hin, indem dadurch die einheimische Bevölkerung nur ärmer und schliesslich vertrieben worden sei. Ohne in die Modediskussion über die Entwicklungshilfe eintreten zu wollen, sei über die Milchwirtschaft der Schweizer Käser in Transkaukasien das Folgende festgestellt.

Schon *Fritz Ammeter* zitiert 1929 das tatarische Sprichwort[36]:

«Der Russe ist für den Wodka da,
der Armenier für den Handel,
der Schweizer zum Schaffen,
wir Tataren zum Stehlen!»

Ganz abgesehen davon, dass die Schweizer nicht in den Kaukasus ausgewandert waren, um den Tataren Entwicklungshilfe zu bringen, darf man fragen, ob es Entwicklungsziel hätte sein sollen, diese tatarische Mentalität zu bewahren. An sich brauchte es nur die schweizerische

Beharrlichkeit, um die Verhältnisse zu bessern. Die Tataren haben das nicht erstrebt. Baron Kutzschenbach beispielsweise war durch *Einkreuzen* mit Schweizer Vieh innert kurzem in der Lage, den Milchfluss pro Tier um das 4–5fache zu erhöhen.[37] Die Schweizer erreichten durch das *Düngen,* dass ihnen das Gras über den Kopf wuchs. Die Siegenthaler waren auf ihrem Gut Todan die ersten, die *Lehmziegel* herstellten, während die Tataren ebenda seit Jahrhunderen unverändert in Erdhütten hausten, z. T. mit dem Vieh in einem und demselben Raum. Dass dabei eine erspriessliche Milchverwertung nicht möglich war, liegt auf der Hand, schon gar nicht über den Emmentaler Käse, dessen Herstellung, wie der Fachmann weiss, äusserst delikat ist. Es war hier für die Berner Käser leicht, die Oberhand zu gewinnen. Schon der junge Ernst Siegenthaler hatte sich in Woronzowka aufgehalten, dass die Molokanen ganz unrationell Butter machten und die Magermilch den Hunden verfütterten. Das ist eine Milchverwertung, die gegenüber derjenigen der Schweizer nie wettbewerbsfähig sein konnte. Diesen daraus den Vorwurf zu machen, sie hätten *«einer entwicklungshemmenden sozialen Polarisierung»* gerufen,[38] ist angesichts der notorischen Räuber- und Diebereien der Tataren zumindest fehl am Platz. Im Gegenteil, die Berner Käser boten auch auf ihrer Seite *Arbeitsplätze,* freilich entwikkeltere und sogar besser bezahlte, und Ernst Siegenthaler stellt fest, dass selbst mancher Eingeborene von ihnen das richtige Käsen *gelernt* habe. Im übrigen hat der Sowjetstaat bestens kultivierte Ländereien und bestens eingerichtete Sennereien, in der Produktivität für die Ernährung vieler Städte, von den Schweizern entschädigungslos im Wert von vielen Millionen übernommen.

Wie kommt es nun, dass er heute noch Butter *importieren* muss, wo doch in andern Ländern in diesen 50 Jahren die Ergiebigkeit der Milchwirtschaft weit *über* das Wachstum der Bevölkerung gestiegen ist? Wieso nimmt die *Milchleistung* der Sowjetkühe heute noch ab, z. B. von 2204 kg durchschnittlich 1975 auf 2134 kg durchschnittlich 1983,[39] während sie z. B. in Schleswig-Holstein 1983 im Durchschnitt 5000 kg betrug, bei Spitzen von 8/9000 kg.[40] Der Schweizer Durchschnitt 1984 beträgt 4620 kg.

Der Aburteilung der Schweizer Aufbau-Arbeit für Milchwirtschaft durch Gisela Tschudin widersprechen die Nachrichten aus der Sowjetunion. Der Burgdorfer *Leo Lörtscher* schreibt 1981[41] *«heute ist diese Gegend* (der Käsereien Stucki) *im Altai-Gebiet als Käseherstellungsland*

in ganz Russland berühmt und verfügt über modernste Einrichtungen, wie ich kürzlich von Cousin Rudolf Stucki, der bei einer Moskau-Reise diese Nachrichten vernahm, hörte. Damals leisteten die Schweizer doch eine grosse Pionierarbeit. Übrigens blieben die beiden Onkel David und Christian (Stucki) *in Russland; als gut bekannte Milchfachleute bekamen sie hohe Stellen in dortigen landwirtschaftlichen Ministerien.»*
Auch die Programme der *Helvetas* fördern die Milchwirtschaft, speziell *«die Milchverwertung durch Käsereien und Molkereien.»*[42]
Wo blieb denn die Entwicklungswirkung ihres nichtkapitalistischen Sozialsystems an den Tataren und Molokanen? Diese Fragen muss Gisela Tschudin nicht beantworten, aber ihrer Betrachtungsweise gegenüber stellen sie sich. Jedenfalls: Wenn man die Schicksalsschläge Ernst Siegenthalers im Folgenden zur Kenntnis nimmt, kann man sich wohl fragen, wer eigentlich wen *ausgebeutet* hat, die Berner die Eingeborenen, oder die Tataren mit ihren mehrmaligen Beutezügen auf Milchvieh, Honig und Geld die Berner, oder dann die Bolschewiki mit ihrer entschädigungslosen Enteignung.

Tatarische Trödler.

1.4. Käsehandel

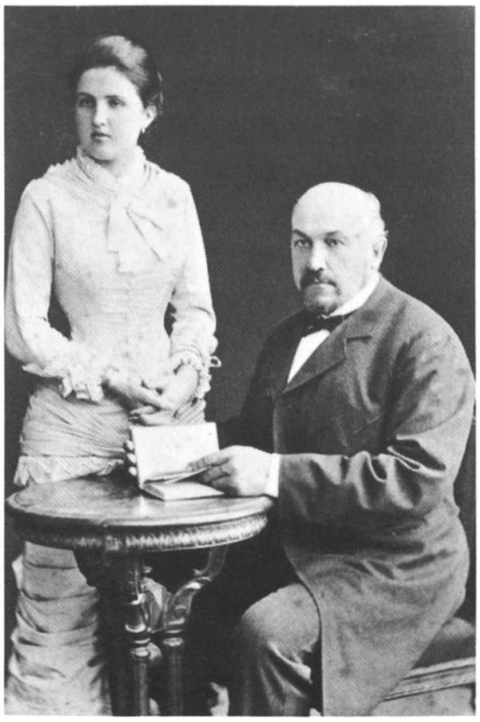
Als die Familie Siegenthaler noch 80 km südwestlich von Tiflis arbeitete, verkaufte man die Emmentaler aus den Käsereien von Woronzowka und Priwolnoje dem armenischen Käsehändler *Schadinoff* in *Tiflis*. Diese Stadt, Hauptort des Gouvernements, mit heissen Quellen, grosszügigen Anlagen und erlesener Touristen-Kundschaft aus den nördlichen Landen, bot Absatz und sah damals grosse Tage. Einen Besuch beim Stellvertreter des Zaren («Namesnik»), dem *Vizekönig Fürst Galizin,* zur Jahrhundertfeier der Eroberung, 1901, schildert *Dr. Robert Stuker,* der Berner Erzieher am griechischen Hof[43]. Nicht weniger stattlich, aber auch zuvorkommend ging es beim Nachfolger, dem *Grafen Woronzoff-Daschkow,*[44] 1905 zu.[45]

Er verschaffte einigen Schweizer Käsern bei der am 2.11.1905 ausgebrochenen, in Georgien langdauernden Revolution für ihre abgelegenen Siedlungen wie für die Käsefuhren Bedeckung durch Kosakenabteilungen,[46] wie diese übrigens die ganze grusinische Heerstrasse gegen Räuber und Aufständische zu decken hatten.

Für Käse war nicht schlechter Absatz. Doch über die damaligen Preise klagt *Peter Ammeter:*[47] *«Die Käsepreise waren bis 1902 immer etwas gedrückt. Da gab es in Tiflis eine Käseausstellung, und nun ging's vorwärts. Vorher mussten wir an die armenischen Händler verkaufen, die den grössten Profit selbst einsackten. Nun kamen auch Händler aus Moskau. Ich benutzte die Gelegenheit und verkaufte gleich an der Ausstellung an die Gebrüder Blandoff nach Moskau. Diese waren als Experten an der Ausstellung, waren vorher nie im Kaukasus, weil die Armenier ihnen immer gesagt hatten, es sei dort so unsicher, dass einem die Käse auf dem Wege von der Käserei gestohlen würden. Nun stiegen die Preise gleich um vier Rubel per Pud.»*

Auch Siegenthaler verkaufte nun an Moskauer, einmal an die genannten Brüder N. & W. Blandoff,[48] dann auch an die Schweizer *Stucki* und *Daniel Dubach* (1820–1902).[49] Dieser war, in jungen Jahren vom Fürsten Galizin in der «Krone» zu Erlenbach als Käser angeworben,[50] unterdessen zum angesehenen Händler und Importeur aufgestiegen, als solcher langjähriger Kunde 1875/97 von *Fehr* und dann *Roth-Fehr- & Comp.* in Burgdorf, die ihn in Moskau mehrmals besuchten. Die Welt ist gross und klein. Die Art und Weise, wie 1895 der alte Dubach auf dem Gute Braschino in Kurland dem jungen Schweizer Käser *Wilhelm*

Lengacher (†1960) seine ersten Käse abkaufte, wird von diesem plastisch und dankbar beschrieben (Ausschnitt): *«In Ordnung! Das nenne ich einen Schweizer Käse... Ich gebe dir zwei Rubel mehr pro Pud* (1 Pud = 16,381 kg); *denn er ist besser als der, den mir andere liefern.»*[51]
«Der Käse wurde jeweilen in ganzen Molchen den Grosshändlern verkauft. Ausser der russischen Firma Blandoff unterhielt besonders der Grosshändler Dubach aus Erlenbach Handelsbeziehungen mit fast allen unseren Landsleuten. Er brachte den vorher flauen Handel zur Blüte. Mit grossem Erfolg arbeiteten später auch die Gebrüder Stucki, seine Nachfolger, die auch den Kaukasus bereisten, und ausserdem sind die Käsehandlungen der Familie Wittwer in Charkow zu erwähnen.»[52]
Die Gebrüder Konstantin und Rudolf *Stucki* (1876–1964 bzw. 1874–1951) gründeten dann bis 1918 im Altai im ganzen zwölf riesige und in Finnland weitere Dampfkäsereien für Schweizer und Holländer Käse.[53] In Russland wurden sie 1919, bei einem Vermögen von 20 Mio. Rubel, enteignet.[54]



Der Käsehändler *David Dubach* aus Diemtigen in Moskau, mit Tochter *Bertha,* um 1880.

1.5. Siegenthaler und Ammeter

Bei dem engen Zusammenhalt der Berner kam es vor, dass sich in Russland ganze Grossfamilien zusammenfanden. Zu den ältesten und zahlreichsten gehörten die *Karlen* von Diemtigen. Doch wohl der allererste war ihr Vetter *Johannes Müller* (1785–1852), der schon 1814 zum Fürsten *Iwan Meschtschersky* (1775–1851) kam, um auf dessen Gut Lotoschino im Gouvernement Twer die 1812 (sehr früh!) begründete Käserei zu betreiben.[55] Auch der Sohn des Fürsten betrieb die Milchwirtschaft weiter.[56] Auf seinem Gute Kattino (Katyn) bestellte er sich als ersten Käser einen *Lengacher* von Scharnachtal.[57] Dieser ersparte sich in 12 Jahren Arbeit *ein kleines Vermögen,* so dass er in Scharnachtal einen Bauernhof und Anrechte auf der Bundalp kaufen konnte.
In Transkaukasien waren es vor allem die *Ammeter* von Isenfluh und die *Siegenthaler* aus dem Trub, die auf die Inserate des Barons Kutzschenbach nacheinander dorthin ausgewandert sind.
Von *Ernst Siegenthalers* älteren Brüdern betrieb *Eduard* eine Käserei bei *Ardagan* am Oberlauf des Kura auf 1980 Meter Höhe und *Christian* 4–5 solche samt Bienenzucht in *Wladikars,* in der Nähe von *Kars,* auf rund 1870 Metern über Meer. Auch ihre drei Schwäger *Bösch, Widmer* und *Eicher* waren Käser und arbeiteten teils bei ihren Verwandten, teils selbständig in jenem weitläufigen Gebiet.

Auch die *Ammeter* wurden äusserst zahlreich. Diese Sennen aus dem Lauterbrunnental waren schon zu Mitte des 19. Jahrhunderts ins Berner Mittelland gekommen, um hier bei der Ausdehnung der Emmentaler Käserei mitzumachen. So kaufte Fehr in Burgdorf 1866 von einem Christian Ammeter in Riggisberg wie von einem Johannes Ammeter in Bellach eine Menge Emmentaler. Ob es die sind, die schon bald darauf, wie die *Bacher,* bei Baron Kutzschenbach auf dessen Inserat hin in Transkaukasien auftauchen, konnte nicht festgestellt werden.
Der eine Zweig, der des *Christian* (1849–1938), der 1879 ein- und 1929 geschlossen auswanderte, ist in einer Familienschrift genau dargestellt worden. Als Ehemann der jüngsten Tochter wird auch unser Erzähler Ernst Siegenthaler darin gewürdigt.[58] Ein verschwägerter Zweig, der des *Peter Ammeter* (†1898) fand seine farbige Geschichte schon 1929 durch den Sohn Fritz (*1872) im «Alpenhorn».[59] Beides sind aufschlussreiche Schilderungen, auf die wir verweisen müssen.

Hier soll soviel festgehalten werden: Von den 7 Söhnen des sogenannten Patriarchen *Christian Ammeter,* also den Brüdern von Frau Martha Siegenthaler, arbeiteten alle mehr oder weniger dauernd in den Käsereibetrieben von Vater und Onkel zwischen Tiflis und Kars. Da waren aber auch drei Schwiegersöhne gelernte Käser; einmal *Ferdinand Bernhard* (1874–1917)[60] aus Lützelflüh, der die älteste Tochter *Elise* geheiratet hatte, dann *Adolf Trachsel* (1883–1966), der 1900 von Guggisberg her zugereist war und 1905 die zweite Tochter *Anna Emma* heiratete.[61] Er arbeitete zuerst beim Cousin seiner Frau, Fritz Ammeter, in Karabulach und dann in dessen Käserei in Petrowka, einem deutschen Dorf 6 km vor Kars, von 1905 an und bis 1911, als er selber eine Käserei in Michaelowka bei Ardagan[62] eröffnen konnte. Bei Kars arbeitete der dritte Schwiegersohn *Albert Lerch* (1879–1946),[63] der von Bütikofen bei Burgdorf über Finnland zu Baron Kutzschenbach gekommen war. Er hatte 1910 in Katharinenfeld die Tochter *Rosa Lina* des Patriarchen geheiratet und betätigte sich anfänglich in den Ammeter-Käsereien oberhalb von Karabulach, d. h. in Airigar und Baschkitschét. Bei Kars wurden sie zu Beginn der Revolution 1917 vollständig ausgeraubt, die Tiere, die nicht wegkamen, Pferde, Hunde, Kühe wurden getötet, sogar Menschen (vgl. die Nachkommentafel im Anhang).

1.6. Exodus

Mit der Eroberung der drei transkaukasischen Republiken durch die Bolschewiki wurde die Lage für die Schweizer kritisch. Jahrzehntelang hatten sie sich als unternehmend, mutig, ausdauernd und selbständig erwiesen und waren dadurch fast durchs Band weg wohlhabend geworden. Für solche Leute war nicht mehr Platz.
Als erste ging die Familie *Oswald Bachers,* der früher in Karabulach und Siegenthal geholfen hatte, 1919 von Petrowka heim nach Thun. Dann fuhr *Albert Lerch,* nachdem er einmal verhaftet worden war, 1921 mit seiner Familie mit dem Dampfer nach Triest und in die Schweiz zurück. Die Brüder *Christian* und *Eduard Siegenthaler,* die Käsereien im Karsgebiet betrieben, flüchteten, als die Türken kamen und das Armenier-Pogrom begann.[64] Sie wurden zuerst bei ihren Familien in Todan aufgenommen. *Christian* reiste 1922 in die Schweiz, wo er bei seinem Schwiegervater in Loveresse Arbeit fand. *Eduard* leitete die Molkerei in

Helenendorf, hatte aber 1933 auch genug und zog heim. *Vater Siegenthaler* war schon 1932 zu Eichers in die Schlossmühle nach Oberdiessbach zurückgegangen.
Der Patriarch *Christian Ammeter* sammelte 1929 seinen ganzen Clan und zog geschlossen nach Kanada, *the trip to the Promised Land,*[65] im ganzen 74 Köpfe. Mit dabei waren *Adolf Trachsel-Ammeter* und seine Frau samt ihren fünf Buben. Sie hatten 1922 ihre Käserei Michaelowka bei dem nun türkischen Ardagan verlassen müssen und in Karabulach ein Unterkommen gefunden. Dort lernte der älteste Sohn *Ewald* (*1907) das Käsen.
Fast am längsten hielt *Ernst Siegenthaler-Ammeter* den Glauben an den Wert seriöser Arbeit und kultivierten Bodens aufrecht. Er musste 1935 aufgeben. Als letzte kamen 1937 seine Brüder *Hans* und *Gottfried* und Schwester *Rosa* mit *Franz Widmer* mittellos von ihrem Fürstentum Todan zurück. Was sie allein mitnehmen konnten, war der farbige Plan, den Fürst Beglaroff 1881 hatte amtlich erstellen lassen (Bild S. 73).

Ernst Siegenthaler lebt seit dem 13. September 1939 in Burgdorf, seit April 1945 an der Heimiswilstrasse 31 in seinem Eigenheim. Er kann auf ein abwechslungsreiches mit Abenteuern vollgespicktes Leben zurückschauen. Seine Erlebnisse waren aber nicht immer fröhlicher Natur, und er selber sagt: *«Kummer und Sorgen sind die Würze des Lebens.»*

Doch gehen wir zurück bis ins Jahr 1879. Da wanderten seine Eltern, Vater *Christian Siegenthaler,* Käser, und Mutter *Anna Elisabeth Siegenthaler,* geb. Schüpbach (vgl. den Stammbaum), von Bleiken nach Russland aus, nachdem Christian als Bienenzüchter durch *Christian Nydegger* angeworben worden war. Der Vater war eigentlich Käser, aber da er verstand, mit Bienen umzugehen, zog er als Bienenzüchter zu *Baron von Kutzschenbach* in den Kaukasus nach *Buchaskässän* bei Baschkitschét, Gouvernement Tiflis (Buchas heisst der Hals und kässän abschneiden, also Halsabschneiderei). Baron Kutzschenbach hatte Privilegien. Er war Deutscher und mit dem Zarenhaus verwandt. Unter anderem besass er eine Glashütte (Glasfabrik). Dort wohnte er. Er machte dort Scheiben- und Lampengläser und wurde von der Zarenfamilie gefördert.

I. Am Garachatsch

«Mein Vater wollte zuerst nach Amerika auswandern. Aber Christian Nydegger warb für einen Bienenzüchter zu Baron Kutzschenbach und bewog ihn, dieses Angebot anzunehmen. Auf dem Bienenstand des Barons hatte einer allerlei ausprobiert, aber nichts von der Bienenzucht verstanden. Auf jeden Fall war der Stand so zugerichtet, dass er fast zu Grunde ging. Mein Vater begann, ihn wieder aufzubauen. Er brachte ihn hoch und war natürlich wohl angesehen beim Baron.

Mein Vater besorgte die Bienen und sah, wie der Honig nur so floss. Ohne Fütterung mit Zucker war die Ernte jedes Jahr ausserordentlich gut. Man überliess den Bienen zum Überwintern nur einige Waben voll Honig.
Kunstwaben gab es damals in Russland noch keine. Man goss ein wenig Wachs auf die Rahmen oben, und mit einem Tischmesser feilte man eine Rinne in die Seite, und so ergab sich ein Wachsstreifen, woraus die Bienen die Waben bauen konnten. Mein Vater sagte mir, dass man Kunstwaben erst im Jahre 1895 kaufen konnte.
Weil es gut war für die Bienenzucht, gelüstete es meinen Vater auch, damit anzufangen. Er baute für sich Kästen und füllte sie mit Bienen. Soweit ich mich zurückerinnern kann, hatten wir drei Bienenhäuser zu je 88 Völkern, also 264 Völker. Die Bienen konnten auf alle vier Seiten ausfliegen. Sie waren auch nicht so aggressiv wie hier, man konnte einen Meter vom Bienenhaus entfernt stehen und plaudern und keines griff an.
In seiner Freizeit schreinerte mein Vater Bienenhäuser. Er arbeitete etwa 7–8 Jahre für Baron Kutzschenbach.

Dann pachtete er ein Stück Land vom Kaiserlichen Gut *Udelnij Imenij (Zugeteiltes Vermögen)* am Berg *Garachatsch bei Woronzowka,* auch im Gouvernement Tiflis, und gründete mit seinem Schwiegersohn, *Johann Bösch,* eine Käserei für Emmentaler, was von der Zarenregierung gern gesehen war.
Zu diesem Land kam mein Vater auf wundersame Weise. Auf dem kaiserlichen Gut betrieb man Kulturwirtschaft. Sie hatten auch eine Käserei und einen Simmentaler Muni. Als mein Vater dorthin ging und fragte, ob er nicht ein Stück Land bekäme, um eine Käserei zu bauen, wollte man es ihm nicht zugestehn. Aber gerade, als er dort war, wurde das Kind des Direktors dieses Betriebes krank. Mein Vater war auch Homöopath, und er sagte zum Direktor: *‹Ihr Kind hat Lungenentzündung, Waspalenije Ljochgi.›* Der Direktor antwortete, er wisse es nicht, der Arzt finde es nicht heraus. Er komme noch einmal.
Als der Arzt nochmals kam, plagte er das Kind mit Untersuchungen und sprach endlich: *‹Das Kind hat Waspalenije Ljochgi›,* also Lungenentzündung. Der Direktor wurde wütend und rief: *‹Ein Laie konnte mir das schon gestern sagen auf den ersten Blick, und Sie haben es so lange gequält, wussten's nicht einmal und kommen erst jetzt!›* Er jagte den Arzt

Die Eltern von *Ernst: Christian* und *Anna Elisabeth Siegenthaler.*

weg, liess meinen Vater kommen und bat ihn, dem Kind Arznei zu geben. Er gab ihm abwechselnd Akonit und Belladona, glaube ich. Auf alle Fälle, das Kind wurde wieder gesund, und mein Vater bekam ein Stück Land und konnte die Käserei bauen.

Hier am *Garachatsch* über dem Fluss *Kaminka*[1] wurde ich am 13. September 1894 geboren.

Mein Vater betrieb das Gut und die Käserei zuerst mit seinem Schwiegersohn *Bösch.* Später verkaufte dieser seinen Teil dem *Gottlieb Graf* und zog fort. Graf[2] benachteiligte meinen Vater immer mehr. Er jagte zum Beispiel seine Viehherde durch unsere Kartoffeläcker. Sie machten miteinander ab, welches Stück Land sie zuerst abweiden lassen wollten und welches später und auch den Zeitpunkt. Doch Graf schickte seine Hirten mit seinem Vieh immer schon ein paar Tage früher, als abgemacht. Wenn dann Vaters Viehherde kam, war der grösste Teil abgeweidet. So ging es natürlich nicht. Alles Sagen und Warnen half nichts. So verkaufte mein Vater seinen Teil auch an Graf und zog nach *Woronzowka,* ein Russendorf, wo er eine Käserei für Emmentaler, genannt kaukasischer Schweizer Käse, kawkaski-schweizarskij sir, gründete.

II. Woronzowka

Die Einwohner von *Woronzowka* waren *Molokanen,* d.h. Christen, assen aber kein Schweinefleisch, durften nicht rauchen und keinen Alkohol trinken. Aber sie kippten gleichwohl gern ein Gläschen.
Die Ältesten dieser Molokanen galten als Prediger. In ihrem eigenen Dorf, Woronzowka, gab es keine Läden, wo man hätte Wein oder Schnaps kaufen können. Aber in Dželaloglu an der Kamenka weiter unten, einem Armenierdorf 12 km weg, gab es einen Laden, wo man das konnte, so viel man wollte.
Einst ging einer dieser ‹Gläubigen› von Woronzowka nach *Dželaloglu* in diesen Laden und fragte: *‹Ist niemand von uns da?› ‹Nein, es ist niemand da.› ‹So schenk mir einen grossen Schnaps ein.›* Ein Schnaps war dort zwei Deziliter. Er bekam ein Glas voll und trank. Als er später wieder gehen wollte, sah er, dass sein Kollege kam. Er sagte: *‹Jetzt kommt mein Kollege. Was soll ich machen?› ‹Ach, geh da ins Nebenzimmer›,* sagte der Ladeninhaber und liess ihn hinein. Der Kollege kam und sprach: *‹Ist niemand da von uns?› ‹Nein, da ist niemand da.› ‹Nun, so schenk mir einen grossen Schnaps ein.›* Er bekam sein Glas voll. Die stürzen es jeweils in einem Zug hinunter. Als er gehen wollte, sah er, dass der Dritte kam. Da sprach er auch: *‹Was soll ich machen? Jetzt kommt der!›* Sie sollten doch keinen Alkohol trinken. Der Ladeninhaber schickte ihn zum andern hinten ins Nebenzimmer. Der Dritte kam und fragte: *‹Ist da von uns niemand da?› ‹Nein, da ist niemand da.› ‹So schenk mir einen grossen Schnaps ein!›* Man schenkte ihm ein Glas voll ein. In diesem Moment kamen die beiden andern nach vorn und der dritte war ‹baff› (verblüfft). Jeder wusste nun, dass der andere auch getrunken hatte, obwohl sie Prediger waren.

Um 1901 war unsere Familie nach Woronzowka gezogen. Die Milch zum Käsen wurde von den Dorfbewohnern gekauft. Diese hatten ziemlich viel Vieh, konnten aber die Milch nicht richtig verwerten. Sie machten keinen Käse. Sie machten nur aus dem Rahm Butter, und den Rest fütterten sie den Hunden. Sie waren froh, dass wir ihre Milch kauften. Später lernten auch sie bei uns das Käsen. Käser hatten wir nur aus der Schweiz[3]. Als Hüttenknechte stellten wir Einheimische an. Diese lernten dann das Käsen nach unserer Art. Im Sommer 1904 machten wir im Tag 4 Emmentaler zu 80 kg.

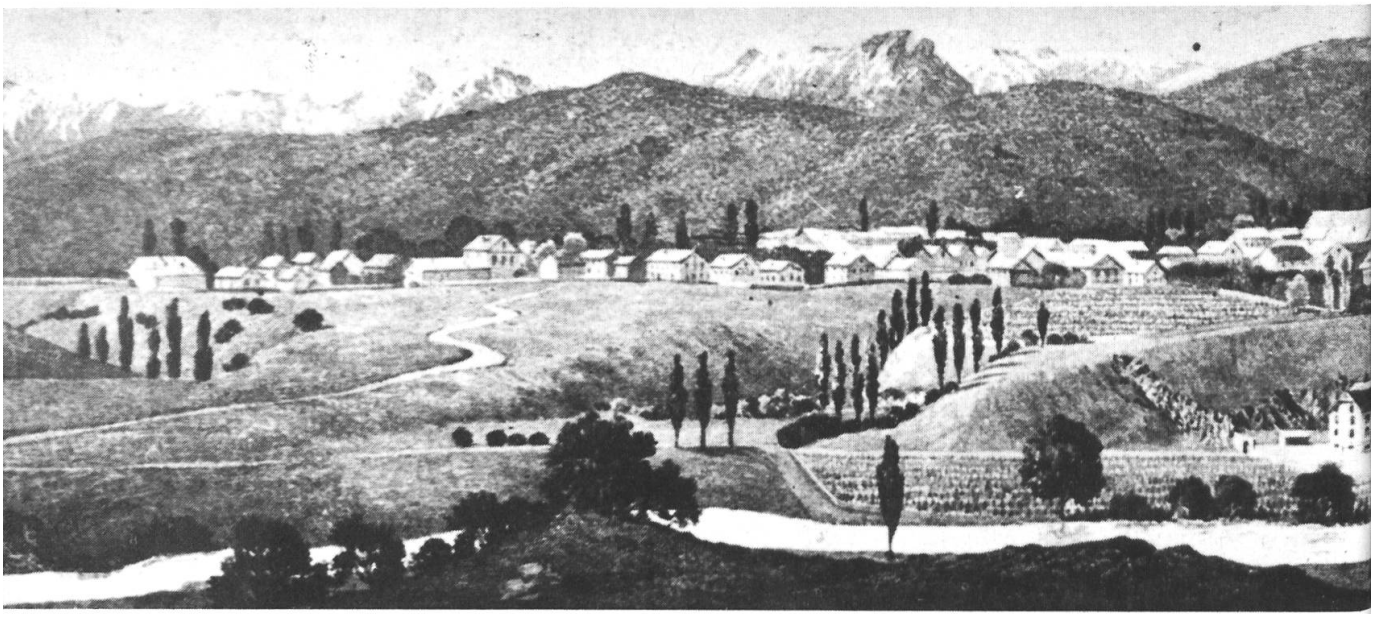
Es gab in Woronzowka eine Russenschule, weit weg von unserer Wohnung. Besonders im Winter war der Weg wegen den Wölfen sehr gefährlich. So wurde ich nur gelegentlich in die Schule geschickt, nicht regelmässig[4].
Später, ca. 1905, nach der ersten Revolution, zog unsere Familie nach *Gisgalà,* wo wir, wie auch in *Priwolnoje,* im Gebirge, eine Käserei besassen. Käser und Salzer liessen wir aus der Schweiz kommen, z. B. Otto Dällenbach, Hans Schärer, Albert und Oskar Abegg, Oswald Bacher etc.
Die Bienen nahmen wir an den Rand des Weilers *Dassajef,* weg von Grafs Land. Ein Fluss machte dort die Grenze, und wir waren jenseits. Es war ein kleines Flüsschen, welches in die Kaminka einmündete, und dort gerade an der Grenze, in der Ecke der beiden Flüsse, waren wir. Gisgalà war von Woronzowka etwa vier Kilometer entfernt, von den Bienen in Dassajef etwa acht Kilometer.
Gisgalà war auch an einem Flüsschen, Retschka (‹Flüsschen›) sagte man einfach, das mündete in die Kaminka, nur weiter unten als Dassajef.

III. Todan

1909 kauften wir das Gut *Todan* bei *Erketsch* im Gouvernement *Jelisawetpol.* Es waren 1006 Dessjatin[5] und 1300 Quadratsaschen Land, das sind umgerechnet ungefähr 11 km².
Darauf stand das uns zehntpflichtige Mohammedaner Dorf. Die Pacht haben wir nie eingefordert. Es waren etwa drei Dutzend Hütten bei 200 Bewohnern. Es gab keine Sägerei. So waren die Hütten primitiver als Schweineställe in der Schweiz. Der Boden war Lehm, die Wände roh aus Ästen geflochten und mit Kuhmist verstrichen, das Dach über gelegten Ästen mit Erde gestampft. Es gab ein offenes Kamin, aber, wie im Urhaus, oft keine Trennung zwischen Wohnung und Stall. Dieser

war oft hinten in die Böschung gegraben, um das Ausrauben zu verhindern.
Ich war kaum 15jährig und musste mit meiner Schwester Rosa den Bienenstand, welcher sich noch in *Dassajef* befand, betreuen. Er war zu weit vom Wohnsitz in Gisgalà entfernt, als dass wir täglich den Weg hätten machen können. So mussten wir beide allein dort wohnen. Es stand dort ein Steinbau mit Küche, Stube und Stall. Wir hatten ein Pferd. Mit diesem gingen wir etwa wöchentlich einmal nach Gisgalà, um Proviant zu holen.
Um den Bienenstand zu besorgen, nähte man mir ein Hemd, einen Kittel zum Anziehen und strickte mir baumwollene Handschuhe. Aber sie schützten die Hände nicht gut. Die Bienen stachen durch die Handschuhe hindurch. Ich hatte viele Schmerzen.
Einmal kam ein Einheimischer zu mir. Die Bienen hatten schön geschwärmt. Ein grosser Schwarm hing noch an einem Ast. Ich wusste nicht, wohin damit, alle Kästen waren voll. Er fragte, ob ich ihm den Schwarm verkaufe, er bezahle 50 Kopeken fürs Pfund. Der Schwarm wog 12 Pfund, und er bezahlte ihn. Er kam nachher noch oft, um Schwärme zu kaufen. Er sagte mir, er habe Kurse genommen und wolle nun mit Bienenzucht beginnen. Ich war froh, dass ich die Schwärme verkaufen konnte; denn ich hatte keinen Platz. Mein Vater sagte mir später, zu diesem Preis hätte er alle Bienen verkauft.
Im Herbst mussten wir die Bienen nach Todan bringen. Auf dem Bahnhof Gandscha wurde ein Kasten defekt, und die Bienen kamen heraus.
Die Kinder des Bahnhofvorstandes spielten dort. Mein Vater musste sie wegschicken. Sie begannen zu weinen und beklagten sich bei ihrem Vater. Dieser kam und wollte meinen Vater zurechtweisen. Aber jedesmal, wenn er *‹ach, ti nemez›* *‹ach, du Deutscher›* sagte, griffen ihn die Bienen auf den Schall hin an, und er musste flüchten. Wir mussten warten bis zum Abend, bis die Bienen wieder in den Kasten krochen. Dann konnten wir sie wieder einpacken und weiter transportieren. Später brachten wir dem Vorstand Honig. Er freute sich sehr und lachte nun über das Missgeschick beim Transport.
Während ich die Bienen besorgte, war mein Vater mit Frau und Sohn Hans nach *Todan* gegangen, um zu bauen. Sie hatten ein Bienenhaus aufgestellt, darin wohnten, kochten und schliefen sie während der Bauzeit.

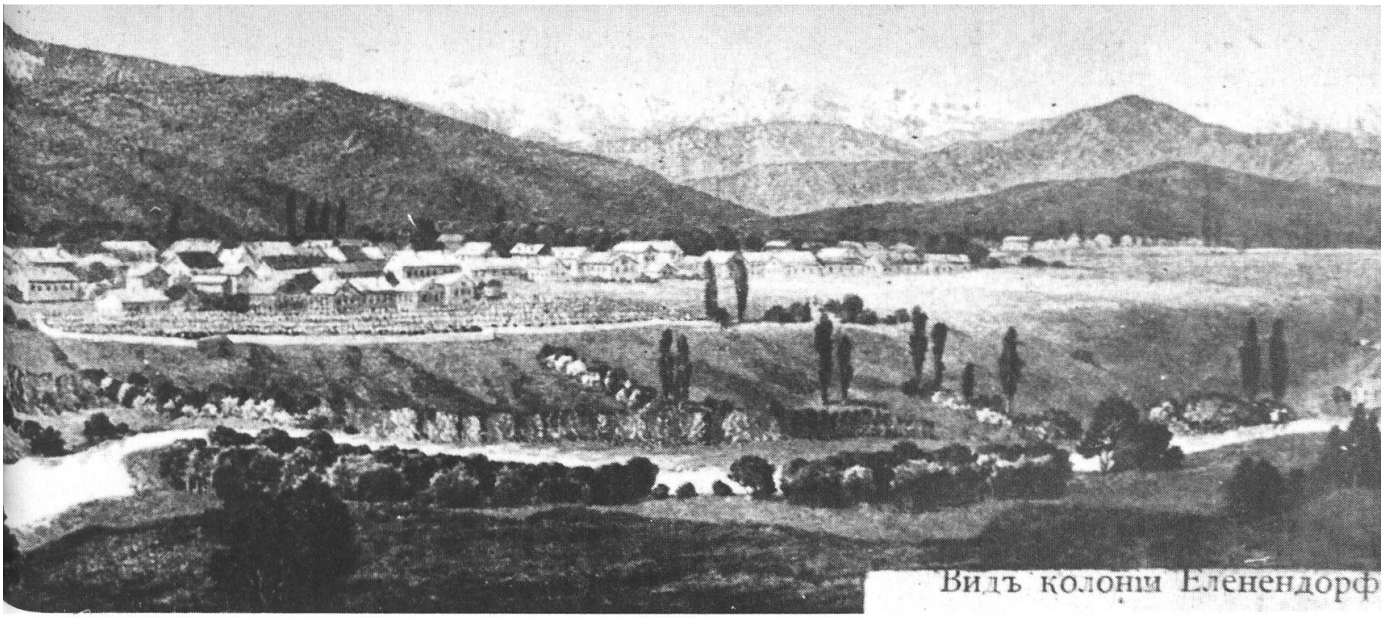
Wir hatten einen Bauunternehmer. Es war nicht einer wie hier, sondern mit fünf–sechs Mann, der das Bauen übernahm. Ihm musste man Sand, Kies und Steine herbeiführen und er baute. Sie kamen nur mit Hammer, Pickel und Schaufel. Wir hatten noch keine Pferde oder Ochsen in Todan, deshalb mussten wir Leute anstellen, um das Baumaterial herbeizuschaffen, z. B. Dachziegel von Helenendorf.
1910 zogen wir dann von Gisgalà nach Todan. Die beiden Orte waren 400–500 km voneinander entfernt. Die Reise war kompliziert. Zuerst musste man von *Gisgalà* nach *Dželaloglu* 12 km mit dem eigenen Pferd reiten. Dort konnte man in eine ‹Delidschan› (Diligence, öffentliche Pferdekutsche) umsteigen und 40 km bis nach *Sandar* fahren. Das war die Bahnstation. Von da musste man bis *Tiflis* fahren und in den Zug von Kars nach Baku umsteigen, aber in *Jelisawetpol* (= Gandscha) aussteigen. Von da ging eine Pferdekutsche (später ein Lastwagen) nach *Helenendorf* ca. 15 km. Dann musste man noch 30 km (5 Std.) reiten oder zu Fuss gehen bis *Todan*. Die Reise dauerte damals mit der Bahn 2 Tage.
Auch hier wurde von den umliegenden Dörfern die Milch gekauft. Wir machten jeden Tag vier Emmentalerkäse zu je 80 kg, am Morgen zwei und am Abend zwei. Wir hatten zwei ‹Chäs Chessi› in der Käserei. Der *Käse* wurde an Käsehändler verkauft durch *Schadinof* nach Tiflis. *Dubach* und *Stucki* waren sogar Schweizer, die von Moskau aus Käse kauften.
Auch *Honig* gab es jedes Jahr tonnenweise. Er fand guten Absatz. Als *Käser* hatten wir wieder Schweizer angestellt, aber zum Helfen viele einheimische Arbeiter: Viehhirten, Hüttenknechte, Melker, Heuer, Getreideschneider (alles wurde mit der Sichel geschnitten), Drescher, Wächter etc.
Einige der letzten *Angestellten* waren: Murow, Hamo, Ismael von Manasched, Dämär, Daschdämär, Wärseralexan, Wäli und Käräm von Todan. Die Einheimischen machten früher keinen richtigen, sondern nur auf ganz primitive Art eine Sorte Weichkäse. Den Rahm nahmen sie von der Milch ab und machten Butter. Für die Buttermilch hatten sie keine Verwendung und fütterten sie den Hunden. Später hatten sie die Herstellung den Schweizern abgeschaut und begannen, Schweizer Käse zu fabrizieren.
Im Heuet mussten wir 30 Männer und 15 Frauen anstellen und sie verpflegen. Wir mussten Ausschuss-Rinder schlachten, kochten



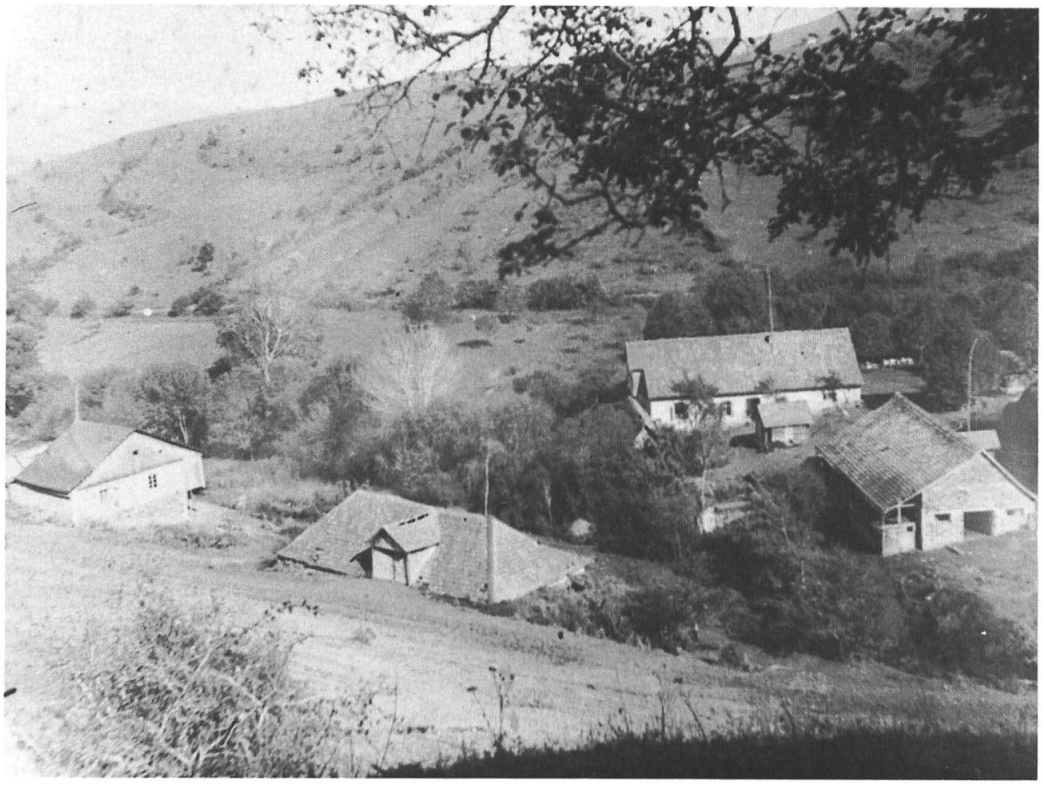
«Ansicht der Kolonie Helenendorf» am Gandscha gegen Westen.

Fleisch, Gemüse und Kartoffeln. Sie assen fast nur Fleisch. Wenn man sagte, sie sollten auch Kartoffeln und Gemüse nehmen, dann sagten sie: *‹ät da jachschide›, ‹das Fleisch ist auch gut.›* Ein Mann bekam Rubel 1.20, eine Frau –.80. Der Rubel galt damals etwa Fr. 2.60.
Diese Leute waren fast alle von Todan, dem Mohammedaner-Dorf, auf unserem Land. Von dort bekamen wir Leute zum Mähen. Sie waren froh, wenn sie Arbeit hatten. Wir bezahlten sie dafür.

Von *Manasched,* einem Armenierdorf, hatten wir auch Arbeiter. Einer war ein Barbier, Nerses hiess er. Wenn ich ihm auf türkisch sagte: *‹Geh, mach Heuhaufen›,* dann sagte er: *‹Ich gehe nicht, sag es mir auf armenisch.›* Er sagte es mir vor: *‹Gnjä billara›,* ich musste es nachsagen, dann ging er und machte es. So habe ich ziemlich schnell auch *Armenisch* lernen können. *Türkisch* und *Russisch* konnte ich schon. Im Garachatsch, wo wir vorher waren, hatte es Perser, und so lernten wir *persisch.* In Gisgalà waren Türken, dort lernten wir die *alte* türkische Sprache. Die neue ist jetzt etwas anders, da verstehe ich nicht alles.
In Manasched konnten einige russisch, aber lange nicht alle und vor allem nicht gut. Mein Freund, der armenische Agronom *Mana-Zaggan* von Busluch (= Eiskeller), weiter talaufwärts dem Morow-Dagh zu,



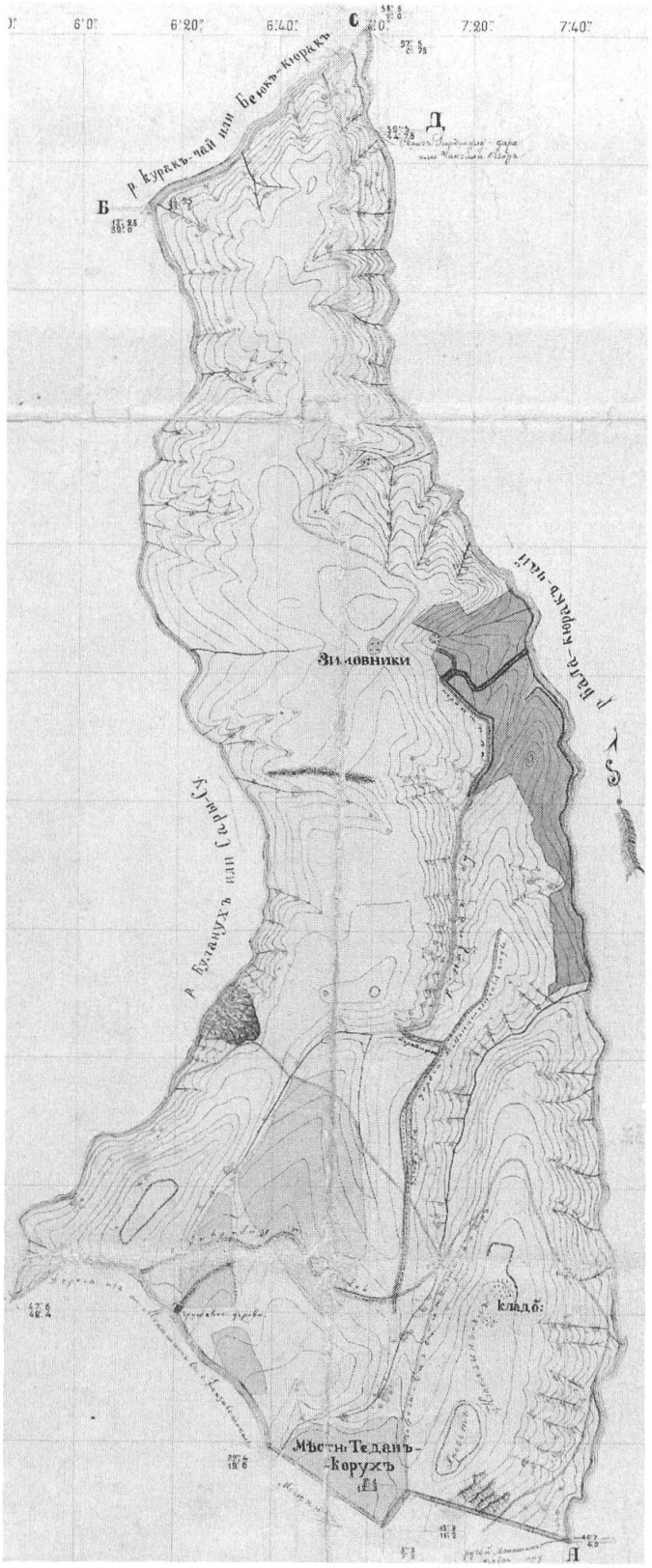
sagte, sie reden, wie *‹mit dem Beil gehackt›: ‹topor on rubit.›* Das heisst, ein Wort langsam nach dem andern hervorbringen (hacken). Diejenigen, welche Militärdienst machten, mussten russisch lernen. Die andern konnten nicht. Die Schule in Manasched war armenisch. Sie konnten auch russisch lernen dort, aber wer ging in die Schule? Etwa 5 oder 6 Prozent. Später musste die Schule russisch gehalten werden und wurde obligatorisch. Aber da waren wir schon nicht mehr dort. Die Armenier konnten fast alle tatarisch, einen türkischen Dialekt. Sie waren ärmer als die Tataren. Diese hatten immer viel Weizen. Die Armenier gingen und halfen den Weizen schneiden und dreschen. Dort wurde alles mit der Sichel geerntet. Gedroschen haben sie es mit einem Pferd. Sie nahmen einen ‹Wäl›, das war ein Brett wie ein Ski, nur etwa einen Meter breit, und auf der Unterseite waren Steine eingeschlagen. Dann spannten sie ein Pferd vor, zerstreuten das Getreide am Boden und jagten das Pferd mit dem ‹Wäl› auf dem Getreide im Kreis herum.
Oft setzten wir uns als Kinder auf diese Bretter und liessen uns im Kreis herum fahren. Durch unser Gewicht wurden die Körner schneller aus den Ähren gedrückt. Danach wurde das Stroh weggenommen. Am Boden lagen dann noch Körner mit Spelzen. Diese wurden zu einem Haufen geschaufelt. Man musste warten, bis abends der geeignete Wind



Das neu erbaute Gut Siegenthal, rechts ein Stall, dahinter die Käserei.

wehte, um den Weizen zu reinigen. Da warf man ihn schaufelweise in die Luft. Der Wind wehte dann den ‹Saman›, die Spreu weg, die Körner waren schwerer und fielen senkrecht herunter auf einen Haufen. Der Weizen wurde aufgeworfen, bis er rein war.

Im *Sommer,* so Ende Mai, anfangs Juni, regnete es jeweils nicht. Da hatten wir beständig schönes Wetter. Man konnte gut heuen.
Wir hatten Mähmaschinen, die konnte man mit Ochsen oder mit Pferden betreiben. Wir spannten meistens Pferde an. Das gemähte Gras musste nicht gewendet werden. Die Sonne trocknete es so. Man musste es nicht lange liegen lassen. Wenn man es am Morgen mähte, konnte man es am Abend oder spätestens am nächsten Tag zusammenrechen. Ich sass den ganzen Tag, vom Morgen bis am Abend, auf der Heu-Rechenmaschine. Nur zum Mittagessen unterbrach ich schnell, wechselte das Pferd und fuhr weiter mit Zusammenrechen. Später zog man mit Ochsen und einem Baumstamm die Walme zu Haufen zusammen. Diese liess man einige Tage liegen, bis man sie zu grösseren Haufen



Ausschnitt aus der Plan-Urkunde der Herrschaft Todan (Norden oben).

zusammenführte. Im Spätsommer führten wir diese vom Feld nach Hause und machten da einen ungefähr vierzig Meter langen Heustock, der so hoch war, wie ein Haus. Einen grossen Teil mussten wir draussen auf dem Feld lassen. Im Winter, wenn das Wetter schön und zu Hause wieder Platz war, holten wir vom Heu heim. Man musste die Haufen einzäunen, damit die Kühe nicht davon frassen, anstatt zu weiden. Man schnitt das Gras nur einmal zum Dörren. Es war nachher zu trocken und wurde nicht mehr hoch, man liess alles abweiden.
Im Winter ging die Milch zurück, dann machten wir keinen Käse, sondern zentrifugierten die Milch. Wir verkauften den Rahm und ‹saure Milch›, ‹kissli moloko›, die sehr gefragt war, nach Tiflis in die Stadt. Nach und nach liessen wir die andern Molkereien eingehen und betrieben nur noch die Käserei in Todan.

Das *Gut Todan* war vorher eine Herrschaft gewesen. Es hatte einem Fürsten oder Melik gehört, *Nikolai Alexandrowitsch Beglarof* von Karatschai, der viel spielte und verlor. Von der Kaiserlichen Bank hatte er Geld aufgenommen, um seine Spielschulden zu begleichen, und konnte es nicht zurückzahlen. So schrieb die Bank das Land zum Verkauf aus. Auch Manasched, das Nachbardorf, wollte es kaufen, aber mein Vater bot in der Steigerung mehr und bekam es. Hundert Stück Vieh und einen Simmentaler Stier kaufte er aufs Mal und nach und nach noch dazu. Die Bienen brachten einen schönen Ertrag. Davon konnte man Kühe kaufen. Wir brachten es so auf 400–500 Stück.
In der Gegend von Todan gab es guten Lehm. Damit und mit Stroh zusammen knetete man eine Masse und formte daraus *Backsteine,* die man trocknen liess. Nur die Keller unserer Häuser waren aus Stein, der obere Teil war aus solchen Ziegeln. Das gab warme Häuser.
Auf dem Land, wo wir den Obstgarten hatten, hatte vorher dichtes Gestrüpp gestanden. Wir mussten es *roden.* Meinem Bruder ist dort eine armsdicke Giftschlange begegnet. Er hatte zum Glück einen Gertel in der Hand und konnte ihr den Kopf abschlagen. Ich traf auf der Jagd auch einmal eine solche, die habe ich erschossen. Ich war ein leidenschaftlicher Jäger. Ich war auf der Wildsaujagd und habe Bären erlegt.

Als der *Erste Weltkrieg* ausbrach, wurde mobilisiert.[6] Man beschlagnahmte uns die besten Pferde und Ochsen. Wir züchteten auch Pferde. Sie waren Tag und Nacht auf der Weide. Bis die angelernt waren, dass

sie recht zogen und arbeiteten, brauchte es viel Mühe. Bald darauf begann die Räuberei.

IV. Räuber

Am 11. Juni 1916 war der erste Überfall der Räuber auf unser Haus. Wir hatten dem Vater immer gesagt: *‹Vater, wir müssen die Türe schliessen, wenn wir essen.›* Er aber sagte: *‹Die Türe bleibt offen!›* und liess beide Türen, hinten und vorne offen. Es wäre sonst zu warm gewesen. Plötzlich am 11. Juni standen drei Bewaffnete vor der Türe und bedrohten uns mit den Karabinern. Wir waren gerade beim Essen. Sie forderten uns auf, heraus zu kommen. Wir taten dergleichen, wir kämen, und als wir bei der Küchentüre waren, gingen wir schnell in die Küche. Sie gingen sofort zurück, weil sie Angst hatten, von uns von hinten angegriffen zu werden. Wir sagten: *‹Ergebt Euch, oder macht, dass Ihr fortkommt, sonst seid Ihr verloren. Beide Türen sind bewacht mit Bewaffneten.›* So mussten sie wohl oder übel alles lassen und weggehen. Sie hatten nichts erreicht. Sie hatten nur einen Schuss abgefeuert, der ging durch den Fensterrahmen und hatte nicht einmal die Scheibe zerbrochen. Das Loch ist wahrscheinlich jetzt noch dort. Das waren Räuber, wie alle andern, Analphabeten und Mohammedaner.
Es hiess, jetzt ist ‹hürjät› und das heisst türkisch ‹Freiheit›. Jetzt kann man rauben, stehlen, töten und machen, was man will. Von 1916 an wurde es schlecht. Da dachten wir oft: *‹Wir müssen fort, wir müssen fort.›* Aber wegen dem Land hat man gedacht: *‹Das Land können sie uns nicht nehmen. Geld können sie stehlen, aber Land nicht.›* So ist man geblieben.
Während der Zarenzeit konnte man gut leben,[7] da war man beschützt, und die Räuber wurden in Schach gehalten. Aber schon bevor der Zar gestürzt wurde, fing die Räuberei an. Wir wussten nicht, was tun. Wir stellten Wächter an. Der Vater kaufte Schlösser, die zuschnappten, wenn man die Türen zumachte. Er liess sogar Ketten daran machen, zur Sicherheit. Die Söhne Gottfried, Hans und Ernst trugen nun immer den Browning auf sich.

Eines Tages kam der Räuberhäuptling *Garasahag* und liess uns alle zusammenrufen. Er sprach: *‹Gebt meinem Vater 14 Stück von den*

schönsten Rindern. Gebt ihm auch eine Quittung, dass er sie bezahlt hat. Wenn ihr das nicht tut, knalle ich euch einen nach dem andern, wenn ihr am Melken seid, unter der Kuh ab›.

Er bezeichnete die Rinder und befahl, ihm und seinem Kollegen ein Essen zu kochen und es auf den Hügel beim armenischen Kirchlein zu einem Busch zu bringen. Wir brachten das Essen hin, sie assen von unserem Reis und Fleisch und gingen nach Manasched, nach Hause. Bei Pfarrer Oganesow hatte Garasahag auch zwei Büffel gestohlen. Des Pfarrers Söhne hatten ihn deshalb bei der Regierung verklagt. Eben an diesem Tag kamen 2 Polizisten und der Vorsteher des Bezirks Erketsch nach Manasched. Garasahag meinte, sie kämen, um ihn zu fangen, weil des Pfarrers Söhne ihn verklagt hatten. Er ging auf des Pfarrers Sohn *Jakob* los und sagte: *‹Du Lump, du hast mich verraten und verklagt bei der Regierung. Dich erschiesse ich!›* Er legte an und schoss, traf aber nicht, denn Jakob konnte sich noch hinter eine Haustüre retten. Doch die Kunde ging durchs Dorf: *‹Garasahag hat Jakob erschossen!›* Jakobs jüngerer Bruder, *Benjamin,* war Lehrer. Er war gerade in der Schule und hörte den Lärm. Er holte seinen Revolver, steckte ihn in die Busentasche, suchte Garasahag und fand ihn: *‹Was, du hast meinen Bruder erschossen?› ‹Ja und dich erschiesse ich auch!›* Als Garasahag seinen Karabiner auf Benjamin richten wollte, hinderte sein eigener Kollege ihn daran. Benjamin feuerte einige Schüsse auf ihn, so dass er tot vom Pferde fiel. So war er nun tot, unser Terrorist, der von uns Vieh wollte. So waren wir frei von unserer Not und mussten nicht mehr Angst haben, dass er uns erschiesse, wenn wir die Rinder nicht geben würden.

Als dies geschehen war, war ich zu Hause in meiner Kellerwerkstatt und goss gerade einige Bleikugeln von dem Kaliber, wie man es dort brauchte. Ich machte immer die Munition selber und wusste noch nichts von alledem. Da kam meine Frau herunter und tanzte freudig umher. *‹Was ist, was ist?›* fragte ich. *‹Schau, was da geschrieben steht: Rasboiniku ubili, poschli menja Minuziu.›* Das heisst: *‹Der Räuber ist erschossen, schick mir Munition›.*

Der Lehrer hatte einen Boten geschickt mit dieser Nachricht. Ich schickte ihm natürlich sofort Munition. Er musste sich nun schützen vor der Blutrache von Garasahags Verwandten. Aber sie schauten dann, miteinander Frieden zu machen. Wenigstens hörte man dann nichts mehr, und niemand mehr wurde getötet wegen diesem Geschehnis, weder auf der einen, noch auf der andern Seite.

Wenn man sich bei der Regierung über die Räuber beklagte, sagte sie: *‹Ihr müsst versuchen, auszukommen mit ihnen. Wir können nichts machen.›* Die Bewohner aller Dörfer ringsum waren eigentlich zugleich Räuber.

Gämbär war auch ein Räuberhäuptling. An einem Septembertag, früh am Morgen, noch fast nachts, war ich am Pferde-füttern. Der Wagen war schon beladen, wir wollten nach Helenendorf fahren, um Else zu taufen. Plötzlich ritten 7 Mann herzu, sieben Räuber. Einer sagte, sie seien von der Gebirgspolizei. Ich hiess sie willkommen und sagte, ich wolle es dem Vater melden. *‹Ja, geh nur!›* sagten sie. Ich ging zu meinem Vater und sagte: *‹Da ist eine Bande gekommen. Es sind Räuber, aber sie haben sich als Gebirgspolizei ausgegeben. An den Kleidern erkennt man's, sie tragen zusammengewürfelte Kleider, darum habe ich sie als Räuber beurteilt›.*
Vater sagte: *‹Ja, was sollen wir da machen? Wir müssen sie annehmen. Sag ihnen, sie sollen absteigen und kommen›.* Sie stiegen ab. Wir holten ein Schäfchen von der Weide und gaben es *ihnen* zum Schlachten. Es waren nämlich Mohammedaner. Die essen nicht, was ein Christ geschlachtet hat. Das Tier muss gegen Mekka, also gegen Süden, getötet werden. Wenn *sie* selber das Schaf schlachteten, war es *‹halal›,* rein. Sie haben es gegessen. Wenn wir es geschlachtet hätten, wäre es *‹haram›* gewesen – unrein. Plötzlich sah man durchs Fenster den richtigen Gebirgsinspektor mit zwei Milizen kommen. Die Räuber hatten eine Wache aufgestellt. Diese eilte zum Häuptling und meldete: *‹Sie kommen!›* Die Räuber verschanzten sich im Haus. Wir baten sie, ja nicht zu schiessen. Wir würden sie aneinander vorbei führen, ohne dass die andern etwas merken würden. Wir hatten ein grosses Haus und führten die Delegation von der Regierung in ein Besuchszimmer. Dort stellten wir ihnen das Essen auf, eben gerade dasjenige, das wir für die Räuber gekocht hatten. Ihre Pferde hatten wir ihnen im Hof abgenommen und selber im Stall versorgt. Die Räuber führten wir durch die Hintertür hinaus, in den Stall hinein, überliessen ihnen ihre Pferde und schickten sie zur hinteren Stalltüre hinaus, wo sie sich in einem Wäldchen verstekken konnten. Einer beobachtete von einer Höhe aus, was bei uns vorging.
Als die von der Regierung gegessen hatten, gingen sie weiter. Wie sie verschwunden waren, kamen die Räuber zurück. Der Häuptling Gäm-

bar sagte: *‹Das habt ihr gut gemacht. Wir danken Euch. Ihr werdet wohl gemerkt haben, dass wir Räuber sind. Wir wollen natürlich auch essen›.* Die drei Männer hatten nicht viel gegessen. Von dem Schäfchen war noch viel übrig. So war noch genug Gekochtes da, dass es für alle reichte.
Als sie gegessen hatten, sagte Gämbär, der Häuptling: *‹Ihr wisst, dass wir Räuber sind, und dass wir leben müssen. Dass Leben Geld kostet, wisst ihr auch. Drum brauchen wir noch Geld, Taschengeld. Und schau, den Sattel dort, den silber-beschlagenen, den nehme ich für mich. Dieser Kamerad hier hat einen schlechten Sattel, er kann meinen nehmen, und ihr nehmt seinen, den schlechten.›*
Was sollten wir sagen? Wir mussten's dulden. Sie nahmen den Sattel, etwas Munition und Geld. Als sie alles hatten, was sie wollten, gingen sie. Vorher sagte Gämbär noch: *‹Also, von jetzt an sind wir Freunde. Wenn euch etwas passiert, so meldet es mir.›* Er zählte noch einige andere auf, seine Helfershelfer, denen könne man es auch sagen, die würden ihm Bericht machen, der Meichti, der Teheran, der Sascha, der Jascha.
Bald darauf wurden uns zwölf Stück Vieh aus unserem Viehhof heraus gestohlen. Wir meldeten es *Gämbär.* Dieser bewirkte, dass die Diebe elf davon wieder gehen liessen, sie kamen selber wieder nach Hause, aber das zwölfte hatten sie schon geschlachtet.
Einmal kam auch der Befehl, wir sollten in unsere Gärten kommen, welche ungefähr 3 Kilometer vom Haus entfernt waren. Ich ging hin. Dort waren zwei von Gämbärs Räubern. Einer sagte: *‹He du, sei willkommen. Wem gehört das Pferd dort? Ist es eures?›* Ich sagte ja. *‹Aha, dann ist es gut. Wenn's nicht eures wäre, dann wär's jetzt unser.›* So haben sie uns dieses Pferd nicht genommen, weil wir gut mit ihnen gewesen waren.

Einmal überbrachte uns ein Armenier die alarmierende Meldung, wir sollten aufpassen, man wolle uns unsere Viehherde überfallen. Er sagte: *‹Geht, schaut nach!›* Mein Bruder *Gottfried* war fort. Er war nach Erketsch gegangen, dort war der Sitz der Verwaltung. Bruder *Hans* war schon beim Vieh. So waren nur noch die Eltern und ich zu Hause. Mein Karabiner hing drinnen. Ich liess ihn hängen, nahm mein Jagdgewehr und ging. Als wir alle fort waren, kamen die Räuber und überfielen unsern Vater. Sie schlugen ihn mit der flachen Seite ihres Kindschals, ihres Säbels, auf den Rücken und sagten: *‹So, gib uns jetzt Geld!›* Der

Vater war ein alter Schweizer Soldat und wusste sich schon zu helfen. Sein Zimmer war von aussen, vom Balkon aus zugänglich. Man musste aus dem Wohnzimmer hinausgehen. Zwar hätte man auch durch die Küche dorthin gelangen können, aber er wollte es nicht, er ging extra aussen durch. Sie gingen ihm nach. Mein Vater bat die Mutter, die hintere Türe zuzumachen. Im Korridor füllten sich die Räuber schon ihre Taschen mit Patronen und stopften auch ihre Stiefelschäfte voll. Die Mutter schlug die hintere Türe zu, von aussen war sie ohne Schlüssel nicht mehr zu öffnen. Mein Vater ging durch den Korridor auf den Balkon hinaus, die andern ihm nach. Als alle draussen waren, sagte er: *‹Ach, jetzt habe ich den Schlüssel drinnen vergessen›*. Er drehte sich um, ging wieder hinein und schlug die Türe zu. Wegen den neuen Schlössern konnte man sie von aussen nicht mehr öffnen. Mein Vater ging in die Küche, wo glücklicherweise mein Karabiner hing, nahm ihn, wie auch die Patronentasche und ging nach oben unters Dach. Dort hatten wir Sandsäcke aufgeschichtet, und man konnte einen Ziegel aus dem Dach herausheben und hinunterschiessen. Er hätte sie erschiessen können, wenn er gewollt hätte. Aber da war die Blutrache. Wir wären gefährdet gewesen. So schoss er nur vor ihnen auf den Boden. Wenn er sie in die Füsse getroffen hätte, wäre es ihm gleich gewesen. Sie nahmen jedesmal grosse Sprünge, wenn der Schuss vor ihnen einschlug und ergriffen alle die Flucht. Wir vernahmen von dem Überfall und eilten heim. Aber als wir heimkamen, hatte der Vater schon alle fortgejagt. Er war *allein* mit ihnen fertig geworden.

Von da an waren wir nicht mehr sicher. Wir brauchten Wächter. Wir stellten drei davon an, die taten nichts, als einfach wachen und den Lohn ziehen. Solange der Viehbestand ganz war, ging es gut. Doch die Räuber reduzierten ihn trotz den Wächtern. Da konnten wir natürlich keine mehr bezahlen.
Eines Abends nach dem Ackern liessen wir unsere Ochsen draussen, damit sie die Nacht hindurch weiden konnten. Am andern Morgen, als wir sie zusammentrieben, fehlte einer, der schönste, ein schwarzer, junger. Wir fanden ihn weiter drüben geschlachtet. Ein schönes Stück von der hinteren Huft war weggeschnitten, die Haut war abgezogen und mitgenommen, um Tscharech (Schuhe) davon zu machen. Den Rest hatten sie liegen lassen.
So könnte ich noch andere Geschichten erzählen.

Wir waren eigentlich beliebt bei den Einheimischen. Wir versuchten immer, mit ihnen auszukommen und gut zu sein. Es hatte weit und breit keinen Arzt. Mein Vater und später mein Bruder Hans hatten eine homöopathische Apotheke und ein «Doktorbuch». Vor allem, weil wir *geheilt* haben, waren wir beliebt. Wir verlangten dann nur für die Medizin etwas. Viele holten bei uns Hilfe. Auch hatten wir ein Rezept gegen die «Räude» der Tiere. Dazu nahm mein Vater zwei Teile gelöschten Kalk, einen Teil Schwefel und zehn Teile Wasser. Dies kochte er. Es entstand eine Säure, die einem die Hände verbrannte, wenn man zu lange darin war. Es gab dort viel räudiges Vieh. Dies war ein ganz gutes Mittel dagegen. Man strich die Tiere damit ein, liess es eine halbe Stunde einwirken, dann musste man es gut abwaschen, länger durfte man es nicht darauf lassen. Einmal brachte mir einer ein Pferd, das hatte kein Haar mehr, alles war voll Räude. Er sagte, ich könne es behalten, er müsse es ja sowieso totschlagen. Ich gab ihm etwas dafür und behandelte es. Nach ein paar Wochen war es wieder ein schönes Pferd. Der andere vergass seinen Mund offen, als er es wieder sah. So heilten wir vielen ihre Tiere für wenig Geld.

V. Gämbär

Unser Viehbestand hatte sich durch sich wiederholende Beraubung sehr verringert. Da brach noch ein Bürgerkrieg zwischen den *Tataren* und den *Armeniern* aus.[8] Die Mohammedaner (Tataren) gewannen. Die Armenier von Manasched und Erketsch im Tal des Bala Kjurak mussten fliehen, ihre Dörfer wurden verbrannt. *Gämbär,* der Räuber, war Hauptmann der Tataren. Der *Gämbär* hatte einen Todfeind. 1915 begegnete er ihm auf dem Wege, sprang vom Pferd, rannte auf ihn zu und sagte: ‹*Mach Dich bereit*›. Dann stiess er ihm den ‹Kindschal› in den Leib und tötete ihn. Er schnitt ihm die Schlagader auf, trank sein Blut und wurde Räuber.

Die Armenier flohen bei unserem Gut vorbei. Eine alte Frau war müde und konnte nicht mehr gehen. Wir liessen sie bei uns übernachten. Am andern Morgen kam ein Vorposten von Gämbärs Truppe. Es waren alles Freiwillige vom Tatarendorf auf unserem Land. Plötzlich rief mir meine Schwägerin Lina: ‹*Ernst, komm! Der will die alte Armenierin erschiessen!*› Ich ging und rief ihn beim Namen: ‹*Tschamal, mach das nicht! Lass es!*› Ich nahm die Frau und führte sie fort. Er kam mit.

Siegenthal, Blick nach Süden auf den Murow-Dag, Gipfel Kjambil 3740 m.

Unterwegs wollte er sie noch einige Male erschiessen. Er sagte: *‹Geh auf die Seite, ich schiesse›*. Dann stand ich vor sie hin und sagte: *‹So, jetzt kannst du schiessen!›* So habe ich sie geschützt. Sie war so schwach, ich musste sie sogar tragen, einige Kilometer weit. Als Tschamal sah, dass sein Vorhaben aussichtslos war, liess er von uns ab. Als die Frau ausser Gefahr war, schickte ich sie so weiter, dass sie auch dorthin kommen musste, wohin ihre Leute geflohen waren: nach Karabulach oberhalb Annenfeld bei Tschaikent.

Ein paar Jahre später musste ich nach Erketsch zu einem kranken Kind. Ich habe mich auch etwas mit Homöopathie befasst. Als ich bei dem Kind war, kam eine alte Frau, fiel mir vor die Füsse und begann zu weinen. Ich wusste nicht, warum. Da sprach sie: *‹Mach das vor, wie du mich gerettet hast›*. So wusste ich, dass die Frau zu ihren Leuten gekommen war. Dem Kind konnte ich auch helfen. Das sind Momente im Leben, die man nicht so schnell vergisst.

Wir waren also in der Kampfzone und hatten als weisse Fahne ein Leintuch auf das Dach gehängt. Als die Tataren-Truppen kamen, war das erste, was sie taten: Sie stiegen aufs Dach, holten das Leintuch herunter und stahlen es. Die Truppe übernachtete bei uns. Gämbär war auch dabei. Wir übergaben ihm die Schlüssel.

Ich übernachtete in jener Nacht im Stall und hörte, dass am Schloss geriegelt wurde. Gämbär sagte: *‹Was wollt ihr da? Da wird nicht eingebrochen. Da habe ich den Schlüssel. Wenn ich will, kann ich aufschliessen und hineingehen. Ich habe die Schlüssel übernommen und garantiere, dass nichts geschieht. Infolgedessen habt ihr da nichts zu suchen!›* Unter dem Schutz von Gämbär und seinen Leuten konnten wir am andern Morgen unsere Familien nach dem 7 km entfernten *Barisofka*[9], einem Russendorf hinter Erketsch, in Sicherheit bringen. Wir kamen morgens, um Schafe und Kühe zu besorgen und verliessen abends das Gut wieder. Eines Abends, als wir auf dem Weg nach Hause waren, gerade auf der Höhe, um die *Schlucht* der Bala-Kjurak zu überqueren, sahen wir fünf bewaffnete Männer. Als sie uns erblickten, teilten sie sich, zwei auf die linke Seite und drei auf die rechte Seite, auf dem Weg, wo wir durchkommen mussten. Der Weg führt durch ungefähr 3–4 m hohe Felsen durch. Wir ritten nun, statt auf dem Weg, über den Felsen, so hatten wir sie unter uns. Sie entschuldigten sich, dass sie nicht gewusst hätten, wer wir seien, und sich hier verkrochen hätten. Dann gingen wir friedlich auseinander.

Einmal musste ich mit vier Russen in der Stadt Einkäufe besorgen. Auf dem Rückweg wurden wir überfallen und ausgeraubt. Dann wurde uns befohlen, uns bereit zu machen zum Sterben. Wir baten sie, uns noch Zeit zum Beten zu geben. Dies wurde uns erlaubt. Wir gingen gegen Süden (Mekka) auf die Knie und beteten in ihrer Sprache: *‹Gott vergib uns unsere Schulden, uns schickt man zu Dir, sei uns gnädig, vergib auch diesen Leuten ihre Schulden, gib ihnen noch ein langes Leben; denn sie wissen nicht, was sie tun›. ‹Fertig, genug!›* rief der Kommandant. Wir dachten, so jetzt ist es aus. Der Hauptmann sagte: *‹Lasst diese laufen, wir haben den gleichen Gott›.* So konnten wir nach Hause gehen, aber ohne Geld.
Jeden Morgen gingen wir vom Russendorf Barisofka auf die Farm, um das Vieh zu besorgen, und jeden Abend zurück zur Familie. Eines Tages kamen die Leute des Gämbär und nahmen drei Russen, einen Armenier und mich mit zu ihm. Der Armenier tat so, als ob er lahm wäre, da wurde er einfach erschossen. Bei Gämbär angekommen, schaut mich dieser an und fragt: *‹Bist Du nicht der Deutsche aus Todan?› ‹Ja der bin ich›* antwortete ich. Er regt sich auf und schreit: *‹Warum bringt ihr diese Leute zu mir? Gebt ihnen zu essen und bringt sie wieder dorthin, wo ihr sie genommen habt, aber passt auf, dass ihnen nichts passiert!›* Sie gaben uns Brot und Wein und begleiteten uns nach Hause, leider ohne den Armenier. Dann versuchten wir, die fünfzig übrig gebliebenen Kühe auch nach Barisofka zu bringen. Unterwegs wurden uns noch einige abgenommen, aber die andern brachten wir hin. Nur der Vater, damals schon 70jährig, war nicht zu bewegen, die Farm zu verlassen.

Karfreitag, 20. April 1920, am Morgen, als wir aufs Gut kamen, war alles komplett ausgeraubt. Der Vater war allein dort. Eine ganze Bande war gekommen und hatte ihn mit dem flachen Schwert, dem Kindschal, hinten auf den Rücken geschlagen. Er konnte ihnen entfliehen und versteckte sich in einem freistehenden Abtritt-Häuschen. Dort fanden sie ihn nicht. Die Türschwellen wurden mit dem Beil aufgespalten und die Schlösser mit dem Karabiner durchgeschossen. Die Bienenkästen wurden in den Brunnentrog geworfen, die Bienen ertränkt und der Honig geraubt. Die Brut wurde im Hof umhergeworfen. Das reizte die Bienen und sie wurden hässig. Die Bettduvets wurden aufgeschlitzt, mit Weizen oder Gerste gefüllt und fortgeführt. Die Federn lagen überall umher. Mana-Zakan Oganesow, der Freund von Busluch, kam uns zu

Hilfe. Er konnte noch etwas retten, aber lange nicht alles. Das Land war abgeweidet bis zur Hofstatt, so dass wir gar nichts mehr hatten, als das, was wir unter dem Saalboden verborgen hatten. Wir hatten unter der Treppe, die in den ersten Stock führte, den Boden aufgesägt und hatten einen 6 m langen und 3 m breiten Keller ausgehoben. Dort konnten wir das Nötigste verstecken. Dies fanden die Räuber nicht, so dass wir noch gerade genug hatten, um nicht zu verhungern. Geschirr und Besteck hatten sie alles gestohlen, so dass wir uns aus Weissdornholz Löffel schnitzen mussten und Konservenbüchsen als Tassen brauchten. Messer machten wir aus alten Sägeblättern.
Zaggan war ein guter Freund von mir. Ihm hatte ich ein Pferd geschenkt. Er war jetzt Oberbefehlshaber des rechten Flügels der Armee. Er kam uns zu Hilfe mit diesem Pferd. Die Räuber zerstreuten sich. Er verfolgte sie und jagte ihnen etwas vom Gestohlenen wieder ab. Da war zum Beispiel einer, der hatte zwei Säcke geräuchertes Fleisch: Schinken und Rippen gestohlen. Zaggan sagte: *‹Ernst, geh mit dem Fleisch wieder nach Hause›*. Sascha, auch ein Räuber, im Moment auf ‹unserer› Seite, sprach: *‹Ja, warum den Ernst schicken? Er soll hier bleiben. Wir schicken meinen Schwiegervater.›* Der Schwiegervater ging dann mit dem Fleisch, aber anstatt zu uns nach Hause, ging er einen andern Weg nach Tschaikent. Später hatte ich geschäftlich mit meinem Bruder Hans in diesem Dorf zu tun. Sascha, der Räuber, sah uns und lud uns zu sich zum Essen ein. Da gab es von diesem Geräucherten. Die Armenier haben kein geräuchertes Fleisch, es war von unserem. Da sagte ich zum Bruder: *‹So, Hans, iss jetzt, als ob's dein eigenes wäre!›* So konnten wir uns noch einmal daran satt essen!

Damals dachte ich, wir würden nun verhungern. Arbeit gab es keine. Vier Pferde und die Maschinen waren uns noch geblieben.
Es war gottseidank ein *Honigjahr,* wie ich noch selten eines sah. Die Bienen schwärmten, dass wir nicht mehr wussten, wohin damit. Wir taten sie in Kisten, in die wir ein Flugloch gesägt hatten. Diese füllten sie mit schönem Wabenhonig, ohne Kunstwaben, ohne Rahmen, ohne nichts, reiner Naturbau. Den konnten wir gut verkaufen. Da sah ich, was die Bienen leisten können.
Wir konnten auch wochenlang Honig schleudern. Zu dritt arbeiteten wir von morgens bis abends. Vater nahm heraus, Schwester Rosa deckelte ab und ich schleuderte. Ich musste die Maschine von Hand drehen, aber

es ging. 15–20 Tonnen bekamen wir in diesem Jahr. Für diesen Honig bekamen wir alles: Kleider, Schuhe, Weizen, Vieh.
Die *Todaner,* die Leute, die im Dorf auf unserem Land lebten, waren Mohammedaner. Sie hatten im Unterland viel Bekannte. Dort gab es grosse, gute Weizenernten. Sie holten bei uns Honig und tauschten ihn gegen Weizen. Für ein Pfund Honig bekamen wir zehn Pfund Weizen. So konnten wir unseren Bedarf an Weizen decken und hatten noch viel übrig.

Gämbär war damals ziemlich an der Macht. Er wurde Statthalter der Stadt Gandscha[10] und der umliegenden Gebiete. Er mahnte die Leute, uns nicht zu belästigen. Er half, wo er konnte. In dieser Zeit konnten wir uns ein *wenig erholen. Sogar 10 Kühe,* welche uns gestohlen wurden, *erhielten wir zurück.* Aber er war nicht lange an der Macht. Die Russen kamen, die Kommunisten. Sie kämpften wieder. Mit der Roten Armee wollten sie zurückerobern, was Gämbär vorher als Hauptmann der Tataren erobert hatte. Es gelang ihnen.[11] Gämbär wurde gefangen, erschossen, verkehrt an einem Baum an der Strasse zur Schau aufgehängt, damit jeder sehen konnte, wie es einem geht, der die Macht gegen die Kommunisten ergreifen will. Drei Tage lang blieb er hängen. So endete seine Herrschaft.

VI. Kommunisten

Nach der Revolution, als der Zar gestürzt und die Kommunisten erstarkt waren, also ungefähr um Mitte 1920, wollten sie alle in die *Kollektive* zwingen. Unser Gut wurde beschlagnahmt, alles sollte verstaatlicht werden. Uns schickten sie einen Verwalter, *Arschak* von Gandscha. Er sollte uns kontrollieren. Er war ein junger, magerer Bursche, der nicht einmal wusste, wie man eine Kuh melkt. Vom Vieh verstand er überhaupt nichts.[12] Aber er konnte ein wenig lesen und schreiben. Im Grunde genommen war er nett und wollte auch gern etwas helfen.
Einmal gruben wir ein grosses Loch im Garten. Damit der Verwalter nicht sehe, was wir taten, schickte ihn der Vater ins Bienenhaus, um leere Waben von einem Kasten in den anderen zu hängen. Am Abend fragte er mich: *‹Was habt ihr gemacht mit den Säcken, die ihr vom Keller*

herauf geholt und in den Garten getragen habt? Was habt ihr mit den Kartoffeln gemacht?› Zuerst wollte ich nichts sagen, doch dann sprach ich: *‹Ja wir haben eben ein paar vergraben in diesem Loch im Garten, wegen dem Wegnehmen, wegen dem Beschlagnahmen. Wir haben vorgesorgt für schlechtere Zeiten.› ‹Ihr macht es recht. Ich würde es auch so machen. Ich sage niemandem etwas›,* sprach er. Er hatte durchs Flugloch bei einem leeren Bienenkasten gerade zu unserer Kellertüre sehen können.[13]
Als die Kommunisten alles verstaatlichen wollten, war es ungefähr zu der Zeit, da die Männer von der Front nach Hause kamen. Die Ärmeren traten den Kollektiven bei; denn sie hatten nicht viel Vermögen, das sie einbringen mussten, ihnen ging es oft sogar besser. Aber die meisten wollten *nicht* eintreten. Wenn man sie zwingen wollte, nahmen sie Gewehr und Munition, was sie noch von der Front her hatten, hängten die Patronentasche um und gingen in den Wald als Räuber. So gab es immer mehr Räuber, und es wurde immer unsicherer. Dann entstand der Krieg *Lenin* gegen *Denikin,* Lenin Rote Armee, Denikin Weisse Armee. Die Weisse Armee schlug die Rote Armee zurück bis vor Moskau. Moskau war von ihr umzingelt (Oktober 1919). Doch dann machten sie einen Fehler: Sie nahmen den Bauern das Land weg und gaben es den Fürsten zurück. Darauf schrieben die Väter den Söhnen: *‹Warum kämpft ihr? Uns wird das Land weggenommen und den Fürsten zurückgegeben›.* Dann traten viele von der Weissen Armee in die Rote Armee über, und die Rote Armee siegte. Das Land wurde wieder an die Bauern verteilt.

Die Regierung sah, dass sie der Räuber nicht Meister wurde. So suchte sie eine andere Lösung. Sie erliess eine Amnestie, die *NEP: Neue Ekonomische Politik. ‹Kommt zurück auf euer Land!›* hiess es. *‹Ihr könnt alles wieder zurückhaben, euer Land und euer Vieh, und ihr könnt wieder zu Hause friedlich leben. Wer zurückkommt, dem wird alles vergeben. Er wird nicht bestraft.›* Da kamen natürlich alle wieder. Als die NEP erlassen wurde, wurde natürlich Verwalter *Arschak* abberufen. Aber wir blieben immer mit ihm in Verbindung. Er hat uns eingeladen, bei ihm zu übernachten, wenn wir in die Stadt *Gandscha* kämen.
Dann haben die Bolschewiken nachts das Dorf umzingelt, nahmen ein paar Vornehme, soweit es noch welche hatte, als Geiseln und sagten: *‹So, jetzt gebt eure Gewehre und Waffen ab!›* Die Leute brachten sie her

und gaben sie ab. Dann hiess es: *‹Ihr habt noch mehr, gebt noch mehr ab!›* Wenn die Leute sagten, sie hätten keine mehr, nahmen sie etwa zwei von den wohlangesehenen Leuten und erschossen sie einfach vor allen. Dann jammerten die Bewohner: *‹Nicht mehr erschiessen, wir bringen noch›*, und haben noch mehr abgegeben. Die Bolschewiken sagten dann: *‹Das sind noch nicht alle. Nehmt noch drei und erschiesst sie auch hinter den Häusern.›* Dann gingen sie mit dreien hinter die Häuser und schossen aber nur Salven in die Luft. Wer dann noch Waffen hatte, brachte sie her. So umzingelten und entwaffneten sie ein Dorf ums andere.

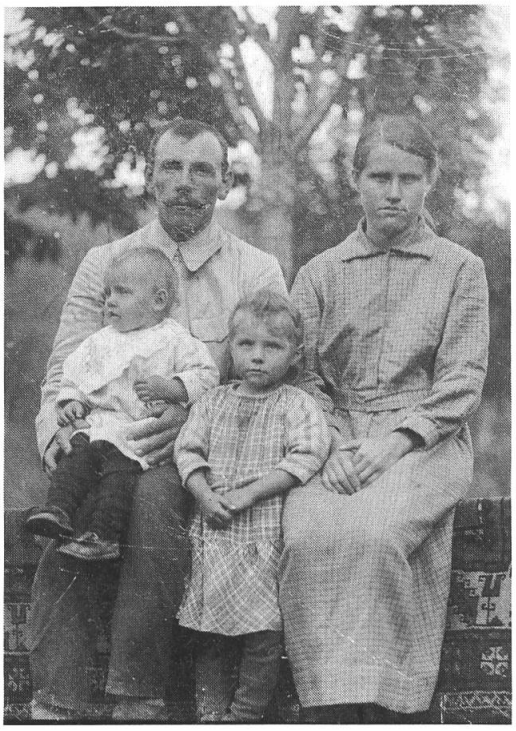
Dann begannen sie wieder, sie in das Kollektiv hinein zu drängen. Sie gaben einigen einen Posten, wo sie etwas verwalten und befehlen konnten. Nach ein paar Jahren bekamen sie dann einen Gehilfen. Wenn der angelernt war, dass er selbständig wurde, suchte man einen Grund, den ersten in Misskredit fallen zu lassen. So hiess es etwa: *‹Schau, auf dieser Seite wächst das Getreide schön und gut, auf der andern Seite ist es schlecht. Warum habt ihr nicht alles hier gesät? Du bist ein Schädling, und Schädlinge muss man vernichten›*. Man hat sie verschickt zu Zwangsarbeit nach Sibirien oder wer weiss wohin? Auch wenn nur ein Missjahr war, war das ein Grund, Leute zu verschicken, indem man ihnen die Schuld dafür gab. Ihr gewesenes Eigentum mussten sie natürlich im Kollektiv lassen. Es gehörte nun dem Staat.[14]

VII. Heirat

Ammeters wohnten in *Karabulach* bei *Katharinenfeld* in *Georgien* (früher Gouvernement Tiflis). Wir wohnten in *Aserbeidschan*. Sie hatten über tausend Stück Vieh und grosse Käsereien. 1899 wurde noch ihre jüngste Tochter *Martha* geboren. Ich erinnere mich noch daran, wie meine Schwester *Rosa* dies erzählte. *‹Jetzt bin ich schon so gross und sie ist noch so klein. Kann die wohl leben?›* so dachte ich damals für mich.

Als ich ins heiratsfähige Alter kam, 1920, bewarb ich mich um Martha; sie gab mir ihre Zusage. Unterdessen waren wir aber ausgeraubt worden (20. April 1920). Das schrieb ich ihr, dass ich jetzt nichts mehr bieten könne. Ich gäbe ihr freie Wahl, zu tun, was sie wollte. Ich bliebe ihr treu, aber wir seien jetzt bettelarm. Da schrieb sie zurück: *‹Komme, was da kommen mag, solang du lebst, ist für mich Tag!›* Sie ist also zu mir

Martha Ammeter, 20jährig, 1919.



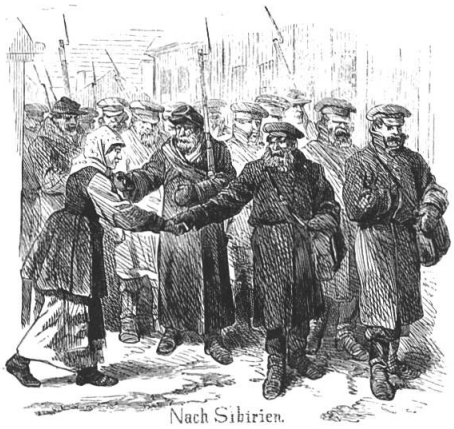
Ernst mit *Erna, Martha* mit *Marie.*

gestanden. Am 25. Oktober 1921 heirateten wir in Karabulach. Von *Christian Ammeter,* meinem Schwiegervater, bekam ich im Herbst 1922 10000 Rubel als Frauengut. Mit diesem Geld ging ich nach Tiflis und wollte es durch das Schweizer Konsulat in die Schweiz schicken. Aber es gab dort keines mehr. Da begann ich zu weinen, wie ein Schlosshund. Passanten blieben stehen und schauten mir zu. Einer kam auch noch herbei und fragte: ‹*Was hat der?*› Ein anderer antwortete: ‹*Er wollte aufs Konsulat und jetzt ist es nicht mehr da. Jetzt weint er*›. Da sprach der erste: ‹*Wot Patriot!*› Das ist ein Patriot! Aber ich weinte wegen dem Geld, das ich nicht mehr schicken konnte. Bundesrat Motta hatte die politischen Beziehungen abgebrochen zu Russland und nicht bedacht, welches Leid er den noch dort lebenden Schweizern zufüge. Wir waren vogelfrei. Als wir vernahmen, dass in Moskau eine Sektion des *Internationalen Roten Kreuzes* war, nahm ich das Frauengut meiner Frau, 10000 Rubel und etliche Dollars, um diese durch das Rote Kreuz in die Schweiz zu senden.

Von Kirowabad bis Moskau mussten wir drei Tage und drei Nächte im Zug fahren. Ich nahm den Schnellzug ‹Lukz›, welcher immer den Vortritt hatte. Es hiess, er hätte keine Verspätung. Tatsächlich fuhren

wir pünktlich nach Fahrplan. Fünf Stunden vor Moskau kamen Agenten und fragten: *‹Brauchen Sie ein Taxi? Es ist sehr schwierig, ein Taxi zu bekommen. Wenn Sie eines bestellen, dann bekommen Sie das erste›.* Ich bestellte eines. Dann ging die Reise bis kurz vor Moskau gut.
Dort hatte der Zug eine Panne und musse warten, und wir kamen mit einer Verspätung von 1½ Stunden in Moskau an. Ich wollte ein Taxi, aber nun war keines da. Dann kam eines. Der Agent sagte dem Fahrer, dass ich zum Internationalen Roten Kreuz wollte. Er wisse ja wie. Dieser bejahte.
Als ich ins Taxi stieg, warf ich einen Blick auf den Zähler. Er stand auf 152 Rubel. Ich fragte, was das bedeuten solle. Er sagte, das sei nur so. Doch beim Roten Kreuz angekommen, war der Zähler auf 160 Rubel, und er verlangte diesen Betrag von mir. Ich sagte, es waren ja schon 152 Rubel drauf, als ich einstieg. Er antwortete, ich hätte ja ein Taxi bestellt und sei leider mit Verspätung angekommen, und der Zähler liefe somit auf meine Rechnung. Wohl oder übel musste ich diesen Betrag bezahlen. Die Reise vom Bahnhof in Moskau zum Roten Kreuz kostete mich mehr als die Reise von Kirowabad nach Moskau!
Ich liess das Geld durchs Rote Kreuz in die Schweiz schicken. Es kam auch in Bern im Bundeshaus an, aber ich bekam Bericht, das Geld sei leider nichts mehr wert, sie könnten mir nichts mehr dafür bezahlen. Es war durch die Inflation entwertet.
Es war Papiergeld, alles Tausender. In Bern sagten sie mir: *‹Kannst es nehmen oder liegen lassen. Es ist nichts mehr wert›.* Quittung haben sie mir keine gegeben. Es liegt wahrscheinlich noch jetzt in Bern im Bundeshaus. Vom Roten Kreuz hatte ich eine Quittung, aber die konnte ich nicht mitnehmen, sonst hätte sie mich verraten an der Grenze. Es war zu gefährlich. In Russland hatte sich die Lage etwas beruhigt.[15] Man konnte wieder ein paar Jahre ungestört arbeiten und ganz gut leben. Unsere Viehherde hatten wir wieder bis auf 150 Stück aufgebaut.[16]
Als ich heiratete, teilten wir unsern Besitz. Ich nahm meinen Teil für mich. Meine Brüder *Gottfried* und *Hans* und die Schwäger *Franz Widmer* und *Hans Eicher* blieben als Kollektiv zusammen.
Sobald es ging, schickten wir unsere Kinder in Helenendorf zur (deutschen) Schule. Wir mieteten dazu eine kleine Wohnung. Meine Schwester oder meine Schwägerin führten den Haushalt. Im Sommer gab es lange Ferien. Da kam alles nach Hause, mitsamt der Lehrerin, die dann auch zum Dank unser Siegenthal malte (Farbtafel S. 80/81).

VIII. Verschärfung



Im Jahre 1934 erschien ein *Dekret,* worin es hiess:[17] Jeder Einzelbauer, welcher mehr als fünfzig Arbeiter beschäftigt, es ist einerlei, ob fünfzig Arbeiter an einem Tag, oder einen Arbeiter fünfzig Tage, kommt unter die *individuelle Besteuerung* und muss 50 % vom Einkommen als Steuern abliefern. Auf Grund der Steuern muss er

200 % Selbstbesteuerung
200 % Einheitssteuer
200 % Kultursteuer

bezahlen. *Na primer,* zum Beispiel, hiess es noch: Wenn einer 6000 Rubel Einnahmen hat, so muss er 18000 Rubel Steuern zahlen. Auf diese Art zwangen sie viele in den Kolchos. Es hiess noch, wer die individuelle Besteuerung drei Jahre bezahlt habe, komme dann wieder in die normale Besteuerung. Aber *Theophil Votteler,* grosser Weinbauer in Helenendorf und Pate meines Sohnes Reinhold, hatte diese schon drei Jahre bezahlt und bekam im vierten Jahr trotzdem nochmals eine gleich hohe Steuerrechnung. Als er sich beschwerte, hiess es, wenn er drei Jahre lang habe bezahlen können, so könne er es auch weiterhin. Er konnte es aber nicht, er hatte alle Reserven aufgebraucht. Da hiess es, er sei ein mutwilliger Steuernichtzahler, ein Staatsfeind, und Staatsfeinde würden ausgemerzt. Er wurde zu Zwangsarbeit nach Sibirien verschickt. Seine grossen Ländereien, die erstklassigen Weinberge und sein Haus, fielen den Kollektiven anheim. So ging es vielen. Unter dem ‹Mantel des Gesetzes› wurden sie enteignet, ausgeraubt. Denen im Kolchos ging es nicht besser. Sie bekamen fast nichts für ihre Arbeitszeit. Sie konnten nicht kaufen, was sie wollten. Als Lohn bekamen sie Naturalien: Getreide, Kartoffeln, Stoff etc. Aber sie bekamen nicht ein Stück Stoff, das gross genug war, um etwas zu nähen. Oft mussten sie aus zwei bis drei verschiedenen Stücken einen Bettanzug herstellen. Sie bekamen nur das Nötigste zum Leben.[18]

Da war zum Beispiel ein *Dorfvorsteher.* Die Genossen seiner Partei kamen zu ihm und sagten: *‹Du musst mit Deiner Familie besser leben. Ihr müsst bessere Kleider anziehen und besser essen. Man soll sehen, dass Du*

Vorsteher bist›. Darauf stand der Dorfvorsteher auf und sprach: *‹Nun ja. Ihr sagt, man soll besser leben. Aber wir zum Beispiel, wir bekommen unsere Norm, unsere Portion. Die ist gerade so bemessen, dass wir nicht anders können. Ich habe eine Frau und vier kleine Kinder. Was ich verdiene – und ich habe jetzt 450 Arbeitstage – das reicht gerade nur so, um die Familie kümmerlich durchzubringen. Soll ich jetzt den Weizen verkaufen, die Kinder hungern lassen und ein Häuschen bauen? Oder soll ich meine Sachen verkaufen und den Kindern Kleider anschaffen? Ich bin gezwungen, so zu leben, wie ich kann; denn wir haben ein kleines Einkommen›*. Da hiess es: *‹Still, sei still!›* Er hatte 450 Arbeitstage, weil er Überstunden gemacht hatte, und diese wurden auf Arbeitstage umgerechnet. Später bekam dieser Dorfvorsteher eine Vorladung, in Gandscha, der Kreishauptstadt, auf dem Polizeipräsidium vorzusprechen. Dort verurteilten sie ihn zu drei Jahren Zwangsarbeit, und die Familie konnte zu Hause noch mehr darben. Wie es weiter mit dieser Familie ging, kann ich nicht sagen. Aber er bekam die drei Jahre Zwangsarbeit nur, weil er sagte, dass er zuwenig verdiene.

Uns teilten sie nicht dem Kolchos zu. Sie sagten, wir hätten ein Mustergut, wir könnten es selber bewirtschaften.

Weil wir Kulturwirtschaft betrieben, waren wir privilegiert. Als sie damals von der Gegend dort eine *Landkarte* erstellten, kam unser Land mit dem Gut auf den Plan und wurde *mit unserem Namen ‹Siegenthal›* bezeichnet. Wir mussten fort, aber unser Name auf der Karte ist geblieben. Wir sind vielleicht die *einzigen* Schweizer, deren Name auf einer russischen Landkarte steht. Die meisten Schweizer verliessen Russland schon vorher.

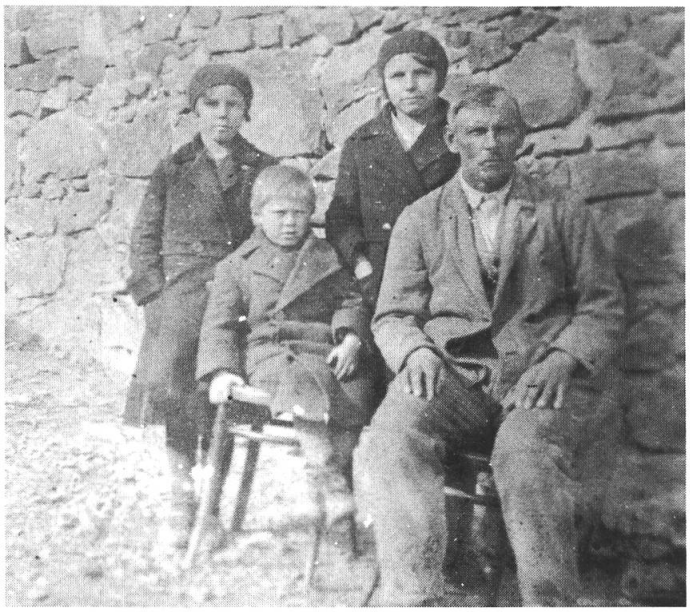
Aber wir mussten so und so viel Kartoffeln, Korn, Weizen, Honig, Butter, Käse, Obst, Heu, Stroh etc. abliefern. Es war unmöglich, dies alles anzupflanzen, zu ernten und nach Kirowabad abzuliefern mit 50 Arbeitern an einem Tag. Früher hatten wir nur im Heuet zwei Wochen lang jeden Tag 50 Heuer.

Dann befahl die Regierung den Bauern auch, wieviel sie aussähen mussten und wieviel der Regierung abgeben. Ob sie nun soviel Saatgut hatten oder nicht, das war eine andere Frage. Etliche konnten soviel aufbringen, die andern dachten, einfach soviel zu säen, wie sie brauchten. Doch dann kam ein mageres Jahr und die Ernte fiel knapp aus. Die Regierung kam und wollte ihren Anteil, und die Bauern mussten hungern. Ein Bauer machte ein Loch im Schopf und legte einen Sack mit

Sommer in Todan, hinten Bienenkästen und Bienenhaus.

Winterfreuden in Todan.

100 kg Getreide hinein, deckte es zu und schüttete einen Spreuhaufen darauf. Das Dorf hatte etwa 1000 Einwohner. Der verborgene Weizen wurde gefunden, und das ganze Dorf wurde verschickt. Das war in den 20er Jahren. Es kam eine grosse Hungersnot, und es verhungerten ca. 40 Mio Menschen.
So mussten wir doch daran denken, alles zu verlassen und zurück in die Schweiz zu reisen.
Als dann meine Töchter, *Marie* und *Erna,* von der Schule einen Zettel zum Unterschreiben heimbrachten, worauf stand: *‹Der Unterzeichnete bezeugt, dass er weder an Gott, noch an den Teufel, sondern an das einzig Richtige, den Kommunismus glaubt›,* bewarb ich mich um ein Visum für die Schweiz. Ich musste es in Moskau holen. Der Beamte, der es mir aushändigte, sprach: *‹Tschastliwij tschelowek!› Glücklicher Mensch!* Zwei Sekretärinnen sassen auch im Büro, die schauten auf und bekräftigten: *‹Da, deistwitelnij tschastliwij tschelowek!› Ja, tatsächlich ein glücklicher Mensch!* Das waren hohe Beamte, und sie beneideten mich.
Pastor *Wenzel* von Helenendorf war ein Schwiegersohn von Theophil Votteler. Als wir fortgingen, sagte er mir: *‹O, Siegenthaler, wenn ich nur dein Sohn wäre, dass ich auch mitkönnte!›* Den Pastoren ging es besonders schlimm. Sie waren sehr verachtet.
Wenn ich jeweils nach Helenendorf ging, logierte ich mich oft beim grossen Württemberger Weinbauern *Walter Reitenbach* ein. Auch er hatte eine Tochter von Votteler zur Frau. Er hatte Knochentuberkulose und musste an Krücken gehen. Er sprach: *‹Wenn ich im Ausland wäre, könnten sie mich kurieren. Hier können sie es nicht. Aber schreib uns nicht, wenn Du fort bist›.* Er hatte Angst. Wenn einer aus dem Ausland Briefe bekam, wurde er schon verdächtigt und konnte deswegen zu Zwangsarbeit verschickt werden.[19]
Ich sagte ihm: *‹Nein, ich schreibe nicht›.* Ich habe auch nicht geschrieben, kein Wort, keinen Brief. Gar niemandem habe ich geschrieben. Ich wollte nicht, dass ein Brief von mir Anlass zur Verschickung des Empfängers werden sollte. Ich wusste, wie gefährlich es war.
Meinen Anteil von unserem Gut überliess ich *meinen Brüdern* Gottfried und Hans und dem Schwager Widmer, welche im Kolchos gearbeitet hatten. Ihre Kinder waren erwachsen und konnten bei der Arbeit helfen. Sie wollten das Gut behalten.
Sie arbeiteten als Kolchos und liessen auch ihre Arbeiter als Kolchosniki einschreiben. Nach zwei Jahren war ihre Aufenthaltsbewilligung abge-



Passphoto für Ausreise 1935.

laufen. Sie schickten sie ein, um sie zu verlängern. Aber statt der Aufenthaltsbewilligung bekamen sie 1937 ein *Visum* zurück, mit der Aufforderung, das Land binnen drei Wochen zu verlassen. Es hiess: *‹Wir wollen keine Ausländer mehr. Entweder werdet ihr jetzt russische Bürger, oder dann geht ihr!›*

In den Dörfern ringsum gab die Regierung den Befehl, nichts mehr von Siegenthalers zu kaufen oder zu verkaufen, sonst werde es konfisziert. Meine Brüder glaubten zuerst, dies sei alles ein Missverständnis, und es könne nicht wahr sein. Auf dem Visum hiess es: *‹tri nedelji, bes pradalschenie›. Drei Wochen, ohne Recht zur Verlängerung.* Sie erkundigten sich, aber es war so.

Sie wurden zum nächsten Verwaltungssitz nach Erketsch aufgeboten. Dort fragte man sie: *‹Wollt ihr die Schweiz noch sehen?› ‹Ja›,* antworteten meine Brüder. *‹Dann unterschreibt hier. Wenn ihr sie nicht mehr sehen wollt, braucht ihr nicht zu unterschreiben›.*

Sie gaben ihnen ein vorgedrucktes Formular, worauf es hiess: *‹Wir, die Gebrüder Siegenthaler, schenken unser Hab und Gut alles dem Kolchos Manasched›.* So mussten sie gezwungenermassen ihre Unterschriften hinsetzen. Russischer Bürger wollte zu dieser Zeit niemand werden. Wenn sie nicht unterschrieben hätten, wären sie als *‹Staatsfeinde›* ausgerottet worden.

Nach drei Wochen verliessen sie ihr Gut, fuhren nach *Baku,*[20] wo sie die Polizei aufsuchen mussten. Da hiess es:
‹Jschtschio sdjes?› – Seid ihr noch hier? – Man liess Polizisten kommen und alle arretieren.
Meine Brüder konnten sich rechtfertigen, indem sie sagten: *‹Wir konnten doch unser Hab und Gut nicht einfach so verlassen. Das Vieh wäre ja sonst verhungert, oder es wäre alles ausgeplündert worden. Wir mussten doch warten, bis eure Agenten kamen, um den gesamten Besitz zu übernehmen›.*
Vor einem Jahr war in Erketsch das Telefon eingerichtet worden. So konnte der Beamte in Erketsch anrufen und fragen, ob Siegenthalers das Formular unterschrieben hätten. *‹Ja, sie hatten›* wurde ihm bestätigt. So bekamen sie doch noch das Visum zur Ausreise. Ohne etwas mitnehmen zu können, kamen sie im November 1937 in der Schweiz an. Sie gingen nach Oberdiessbach, wo meine Schwester *Klara* wohnte, die mit *Johann Eicher* verheiratet war.

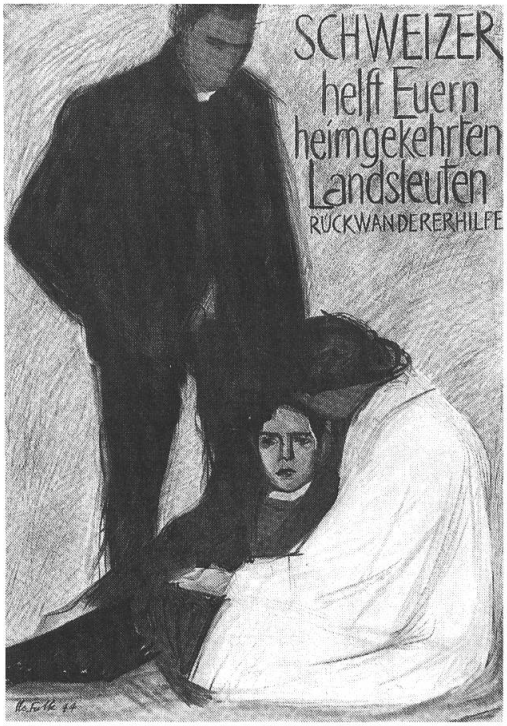
IX. Exodus

Wir verliessen unser Gut in Todan am 12. April 1935, reisten[21] über Helenendorf – Kirowabad – Baku – Moskau – Minsk – Negorjeloje – Warschau – Berlin in die Schweiz. In Negorjeloje war die Grenze zu Polen. Negorjeloje heisst *‹nicht verbrannt›*. Napoleon hatte auf seinem Feldzug alle Dörfer verbrannt, Negorjeloje indessen stehen lassen. Dort durchwühlten sie all unser Gepäck. Das Geld wurde uns abgenommen. Meine Frau und ich durften je DM 6.– mitnehmen. Die Kinder bekamen nichts, weil sie noch minderjährig waren. Jedes durfte nur die Kleider auf dem Leibe und ein Köfferchen mit Reservekleidern mit über die Grenze nehmen.
Durch *Polen* mussten wir für unsere Tochter *Erna* auf die halbe Fahrkarte darauf bezahlen. Im Pass war sie 10jährig eingeschrieben,[22] im Visum elf. Als Elfjährige brauchte sie eine ganze Fahrkarte. So mussten wir das, was die Russen uns gelassen hatten, noch in Polen für die Bahnfahrt brauchen. Durch ganz Russland konnte sie mit der halben Fahrkarte reisen, später auch wieder durch Deutschland und durch die Schweiz bis Bern. Nur durch Polen mussten wir Aufschlag bezahlen.
In *Berlin* lebten viele ehemalige Deutsche aus *Helenendorf.* Sie beka-

men keine Nachrichten mehr von ihren Verwandten, die in Russland geblieben waren. So hatten uns viele Bekannte von Helenendorf aufgetragen, in Berlin Aufenthalt zu machen und diese Verwandten über ihr Schicksal zu informieren.
Als wir in Berlin ankamen, hatten wir kein Geld, um uns ein Hotel zu leisten. Wir hatten es gebraucht, um den Aufschlag auf Ernas Fahrkarte zu bezahlen.
Wir wollten aber wenigstens meinem Freund von Helenendorf, *Dr. Wilhelm Kühfuss,* welcher nun Arzt in Berlin war, telefonisch mitteilen, wie es den Leuten in Helenendorf ginge, und dann gleich weiterreisen. Ich suchte eine Telefonzelle und suchte auch eine Münze, um sie beim Apparat einzuwerfen, aber ich hatte keine. Wahrscheinlich sahen wir so hilflos aus, dass ein SS-Polizist mich fragte, wem ich telefonieren wolle. Ich erzählte ihm kurz, dass wir von Russland kämen und meinem Freund anrufen möchten, aber nicht einmal mehr eine Münze fürs Telefon hätten. *‹Nun ja›,* sagte er, liess eine Münze in den Apparat fallen, stellte die Nummer von Doktor Kühfuss ein, wartete, bis dieser am Telefon war und übergab mir dann den Hörer. Ich berichtete ihm, wir seien im Ost-Bahnhof und müssten wegen unserer finanziellen Lage gleich weiterreisen. Doch er sagte, dies sollten wir nicht tun, wir sollten ins Bahnhof-Hotel gehen, uns Zimmer geben lassen und sagen, er werde die Rechnung bezahlen. Wenn seine Sprechstunde zu Ende sei, werde er gleich zu uns kommen.
Wir begaben uns in das angegebene Hotel. Kaum hatte uns ein Angestellter erblickt, kam er auf uns zu und sprach ganz entrüstet: *‹Was wollt ihr hier? Hier könnt ihr nicht bleiben!›* Damals fuhren die Züge mit Kohle. Man hatte keine Gelegenheit, sich in den Zügen zu waschen, und wir sahen unserer langen Reise entsprechend russverschmutzt aus. Wir erklärten dem Diener, Doktor Kühfuss schicke uns her, und er werde die Rechnung bezahlen. Doch man glaubte uns nicht. Man sagte, das könne jeder sagen.
So begaben wir uns in den *Wartsaal.* Ich ging immer nachsehen, ob Dr. Kühfuss kam, um ihn nicht zu verfehlen. Gegen Abend erschien er und fragte im Hotel, warum sie uns keine Zimmer gegeben hätten. Sie entschuldigten sich und wollten die Zimmer sofort anweisen, aber Doktor Kühfuss sprach: *‹Jetzt brauchen wir sie nicht mehr, jetzt fahre ich mit ihnen in ein anderes Hotel.›* Er fuhr mit uns zum West-Bahnhof in ein Hotel, sorgte dafür, dass wir Zimmer bekamen, zeigte uns ein Restau-

rant und sprach: *‹Hier könnt ihr Mittags essen. Ihr bekommt eine Portion für 20 Pfennig. Dann nehmt ihr das übrige Brot mit, davon könnt ihr abends und morgens essen.›* Dem Kellner gab er etwas Trinkgeld und sprach: *‹Die werden hier essen kommen. Stell ihnen immer viel Brot dazu auf!›* Mir gab er Geld, damit ich das alles bezahlen konnte.
Er nahm uns mit in sein Haus, wo wir eines nach dem andern baden konnten. Seine *Frau Luise* hatte ein kräftiges Nachtessen gekocht, zu welchem sie ausser uns andere Gäste, Deutsche ehemals aus Helenendorf, eingeladen hatte. Da wurde gefragt und geantwortet! Es wollte kein Ende nehmen.
Spät abends, es war Samstag vor Ostern, fuhr Wilhelm Kühfuss mit uns ins Hotel zurück. Am Ostervormittag besuchten uns viele ehemalige Helenendorfer im Hotel und erkundigten sich nach Angehörigen, die noch in Russland waren. Vielen konnten wir Auskunft geben, aber wir kannten doch nicht alle und mussten bedauern, dass wir nicht alle besorgten Fragen beantworten konnten.
Am Osternachmittag fuhren Kühfusses auf dem Tram mit uns durch ganz Berlin, um uns die Stadt zu zeigen.
Ostermontags früh wurde meine Frau ans Telefon im Korridor gerufen. Jemand verlangte Auskunft über die Lage in Russland. Meine Frau berichtete darüber. Da war aber ein Hotelgast, der spazierte immer im Korridor auf und ab, und man musste annehmen, er belausche das Telefongespräch. Meine Frau dachte: *‹Wart nur, dem will ich abhelfen!›* und begann russisch zu reden.
Als sie ihr Gespräch beendet hatte, ging er direkt auf sie zu, stellte sich vor und erzählte ihr auf russisch, er sei ein *Donkosake* und hieher geflohen. Auch er wollte so vieles wissen über sein Heimatland! Andere Besucher, von Kühfusses auf uns aufmerksam gemacht, erschienen an diesem Tag zu Dutzenden. Auch andere Donkosaken kamen, um sich zu unterhalten. Einige fragten, ob ich keine *Papiross* habe, das sind russische Zigaretten. Ich gab ihnen einige Schächtelchen voll. Wie die sich freuten, daran rochen! Papiross aus der Heimat! Zuerst hatte uns die Wirtin etwas schräg angesehen, sie hatte Bedenken wegen uns. Als sie aber sah, wieviel vornehmen Besuch wir bekamen, wurde sie ganz freundlich.

Plakat von *Hans Falk,*
farbige Lithographie 1944.



X. Im Trub

Am Montagabend bestiegen wir den Nachtzug und fuhren in die Schweiz. In *Basel* kamen wir durch den Zoll. Dort mussten wir eine Untersuchung über uns ergehen lassen. Sie kontrollierten, ob wir Läuse oder anderes Ungeziefer hätten, aber wir hatten keine. Da sagten sie zueinander: *‹Es sind saubere Leute, wir können sie weiterreisen lassen.›* Normalerweise mussten neu Einreisende zwei Wochen in der Quarantäne bleiben. Uns aber begleitete ein junger Mann in ein Restaurant, ich glaube, in den Badenerhof und liess uns ein Mittagessen servieren.
Es war ein gutes Essen, aber wir waren moralisch so geschlagen, dass wir *nichts* mochten. Im Radio ertönte so sentimentale Musik, dass uns unsere Lage erst recht zum Bewusstsein kam. Vor lauter Elend begannen wir zu weinen und brachten keinen Bissen mehr hinunter. Die Gäste im Restaurant meinten, es sei uns zu wenig gut, oder was weiss ich. Ob sie Mitleid bekamen? Auf alle Fälle, sie schauten alle zu unserem Tisch. Einer liess uns eine Flasche Wein bringen, einer eine Flasche Traubensaft. Ein Dessert kam, grosse Meringues. Aber uns war der Hals zugeschnürt, wir konnten's nicht essen. Später wären wir manchmal froh gewesen, wir hätten diese guten Sachen gehabt.

Von Basel reisten wir weiter bis *Bern*. Dort kamen wir am 24. April 1935 im späteren Nachmittag an. Am Bahnhof wurden wir von zwei Frauen, vielleicht vom gemeinnützigen Frauenverein oder von der Fürsorge, empfangen. Sie begleiteten uns ins *Hospiz zur Heimat,*[23] wo sie zwei Zimmer für uns reserviert hatten. Wir wohnten zwei Wochen dort. Essen konnten wir unten im Restaurant. Wahrscheinlich hat dies alles die Armenbehörde bezahlt.[24]

Am 7. Mai 1935 reisten wir ins *Trub*. Der Präsident der Armenkommission, *Gottfried Scheidegger,*[25] holte uns an der Bahnstation Trubschachen mit dem *«Brügiwagen»* ab. Er hatte fast ein gleiches Pferd angespannt, wie wir eines in Russland hatten; mit einem weissen Fleck auf der Stirn und über den Hufen weisse Haare. *‹Papa›,* fragte mein sechseinhalbjähriger Sohn Reinhold, *‹ist das unsere rote Stute? Ist sie schon hier und führt uns jetzt zu unseren anderen Tieren?›* Diese Vorstellung hatte er von unserer Rückwanderung ins Trub.
Es hatte dort keine anständige Wohnung frei, deshalb mussten wir in ein altes Haus, noch mit Rauchküche, oben auf einem Berg, mitten im Wald, fast nur zu Fuss zugänglich, einziehen. Es hiess *Roggengrat*[26] oder *‹Chaischbu›,* und gehörte zum weitentfernten Hof Hälig. Man hatte uns dort fünf alte Betten, einen Tisch mit 6 Stühlen, einen Küchentisch, einen Küchenschrank, einen Schrank, eine Kommode und fünf Küchenstühle bereitgestellt.
Die Betten waren mit blaugehäuselten Überzügen bezogen. Das nötigste Geschirr, Besteck, Pfannen und, was es sonst noch so braucht in einer Haushaltung (Besen etc.), war vorhanden.
Ich bekam Arbeit auf der Sägerei bei *Jakob Kipfer* im Längengrund, zu fünfzig Rappen Stundenlohn, elf Stunden im Tag. Wenn ich klagte, es sei zu wenig, es reiche nicht, dann hiess es: *‹Du brauchst ja nicht zu kommen, wenn es dir nicht passt. Warum seid ihr überhaupt gekommen, wenn ihr doch dort so reich gewesen seid?›* Ich wusste damals darauf nichts zu sagen. Ich war so geschlagen, dass ich die Antwort nicht geben konnte, wie ich sie hätte geben sollen, dass alles weggenommen worden sei. Wegen dem Dekret sagte ich auch nichts, dass einer 18000 Rubel Steuern zahlen musste, wenn er 6000 Rubel Einkommen hatte. Mir hätten sie 100000 Rubel Einkommen berechnet und ich hätte 300000 Rubel Steuern zahlen müssen. Das war unmöglich. Es war Enteignung unter dem Deckmantel des Gesetzes. Damals wusste man in der Schweiz

Der *Roggengrat* ob dem Twerengraben im Trub.

noch nicht, wie es dort zuging. Einige meinten sogar, es sei schön dort. Ich war halb tot und nur halb lebendig. Im Trub, wo Füchse und Hasen einander gut Nacht sagen, mit fünfzig Rappen Stundenlohn beginnen! Da konnte man sich nicht einmal eine Vorstellung davon machen, wie man wieder einmal auf einen grünen Zweig kommen könnte. Es war zuviel zum Sterben und zu wenig zum Leben.

Das wusste die Armenbehörde auch. Deshalb bekamen wir Unterstützung: Bei Rycheners im Längengrund durften wir jeden Monat für dreissig Franken Lebensmittel holen, bei Blasers für fünfundzwanzig Franken Brot und Spezereien, in der Käserei jeden Tag drei Liter Milch. Zudem brauchten wir keine Hausmiete zu bezahlen. Aber wir waren armengenössig.

Die Wohnung war schlecht, es regnete herein, und man konnte nicht gut heizen. In der Rauchküche war es sowieso immer kalt.

Im Mai schneite es, und meine Frau bekam Lungenentzündung. Sie war den ganzen Tag allein dort oben. Die Kinder gingen in den Twärengraben zu Kläri Salzmann in die Schule. Ich ging in den Längengrund zur Arbeit. Das Mittagessen mussten wir mitnehmen. So blieb sie allein zurück, studierte den ganzen Tag über ihr Schicksal nach, hintersann sich fast.

Die Schwestern *Anna* und *Marie Kohler* besuchten sie einmal im Herbst[27] und sahen, wie es um sie stand. Sie hatte das Haus sauber geputzt und sogar den zentimeterdicken Hühnerdreck auf der Treppe und auf der Laube weggescheuert. Kohlers gingen zum Gemeindepräsidenten, *Fritz Salzmann,*[28] und fragten, wie lange die Gemeinde noch im Sinn habe, die Familie Siegenthaler in dieser Hütte zu lassen? Ob sie denn nicht sähen, wie die Frau schon einen schwarzen Blick bekommen habe, weil sie so den ganzen Tag von aller Welt abgeschnitten ihren eigenen Gedanken überlassen sei? Wenn sie sich dann noch hintersinne, seien sie daran schuld. Jetzt könne man nicht mehr sagen, es gebe keine bessere Wohnung; denn das *Weierhausstöckli* sei jetzt frei, und dies seien saubere Leute, die würden die Wohnung nicht beschädigen. Dies bewirkte, dass wir am 1. November 1935 beim grössten Regenwetter vom Roggengrat im Twärengraben nach Trub ins Weierhausstöckli zügeln konnten. *Fritz Fankhauser* vom Weierhaus holte unsere Möbel mit dem Brügiwagen ab.

Dies war nun eine schöne Wohnung mit schönem Garten und Obstbäumen. Das Haus stand an der Postautomobil-Haltestelle hinter dem Dörfli, und in der Nähe hatte es andere Häuser. Man war in der Gemeinschaft. *Hans Fankhauser,*[29] der Bauer vom Weierhaus, liess extra ein Bienenhaus bauen, damit ich Bienen züchten konnte. Für sich hielt er auch einige Völker, und ich besorgte sie ihm. Er war ein feiner Mensch und tat viel für uns. Doch leider lebte er nicht allzulange.

In Russland hatten wir aus der Schweiz die ‹Allgemeine Volkszeitung› abonniert. Darin las ich, dass in der Schweiz für ein Kilogramm *Honig* drei Franken fünfzig bezahlt wurde. In Russland galt er zwanzig Kopeken. Ich hatte mir schon dort vorgenommen, falls ich einmal in die Schweiz käme, mit der Bienenzucht zu beginnen, weil der Honig so viel galt. So suchte ich den Sekretär des oberemmentalischen Bienenzüchtervereins, *Fritz Baumgartner,* Lehrer im Bärau, auf, um mich mit ihm zu beraten, wie ich am besten vorgehen sollte. Ich hatte Glück. Es gab damals gerade eine Subvention für Bienenzüchter über 800 m über Meer. Dafür war es gut, dass wir auf dem Roggengrat wohnten. Sie bewilligten mir hundert Franken für den Beginn. Sie gaben mir dafür zwei Bienenschwärme und einen Honigkessel. 1935/36 war ich den ganzen Winter arbeitslos. Ich bekam von der Sägerei, wo ich im Sommer gearbeitet hatte, ganz billig Abfallbretter. Aus diesen machte ich Bienenkästen. Einen Hobel kaufte ich mir, eine Säge bekam ich, und einen

Nutenhobel haben mir die Schwestern Kohler gekauft. So konnte ich schreinern. Ich setzte mir jedes Jahr ein Ziel. Mit zwei Völkern habe ich 1935 angefangen, und zehn Jahre später, also 1945, hatte ich vierundachzig. Damals baute ich mein Wohnhaus in Burgdorf. Durch die Bienen konnte ich es bauen lassen. In diesem Jahr bekam ich gerade 550 kg Honig. Ich hatte damals ein Bienenhäuschen im Gemüsegarten beim Zeughaus, eines in Krauchthal, und im Trub hatte ich auch noch Bienen im Weierhaus.

XI. In Burgdorf

Im Weierhausstöckli wohnten wir bis 1939. Im Sommer dieses Jahres besuchten uns eines Abends Herr und Frau *Albert Aicher* aus Burgdorf. Sie suchten eine Tochter für ihren Haushalt. Unsere *Marie* war gerade stellenlos. Frau *Dr. Sprecher-Müller* aus Burgdorf, bei welcher Marie das Haushaltungslehrjahr absolviert hatte, hatte sie empfohlen. Sie entschloss sich, diese Stelle anzunehmen. Am nächsten Abend holten Aichers sie ab. Herr Aicher war damals Direktor der *Wolldeckenfabrik Schafroth* in Burgdorf und bot mir Arbeit in dieser Fabrik an. Der Lohn war auch grösser als die 60 Rappen, die ich damals in der Sägerei pro Stunde bekam. Man sah die Möglichkeit, sich wieder selber durchzubringen, ohne Unterstützung der Armenbehörde. So nahm ich die Stelle an. Ich sollte am 1. September nach Burgdorf umziehen. Aber just an diesem Tag war die erste Mobilmachung der Schweizer Armee, und der Lastwagenfahrer, welcher unsere Möbel transportieren sollte, musste samt seinem Lastwagen einrücken. So wurde unser Umzug auf unbestimmte Zeit verschoben.
Am 13. September morgens kam dann der Lastwagenfahrer und sagte, heute sei er frei, morgen müsse er wieder einrücken. So packten wir möglichst schnell alles wieder ein und zogen an diesem Tag nach *Burgdorf* ins Bauernhaus Zürcher im Siechenschachen.
Die Bienen konnte ich noch jahrelang in Fankhausers Bienenhaus im Weierhaus lassen. Dazu begann ich auch in Burgdorf mit Bienenzucht. Wie ich schon erwähnte, konnten wir im April 1945 in unser neues Haus an der *Heimiswilstrasse 31* einziehen. Ich habe daran sehr viel selber gemacht. Jeden Abend nach Arbeitsschluss traf man mich bis 10 Uhr auf dem Bauplatz, wo ich den Aushub herauspickelte. Morgens von vier

Uhr an bis zum Arbeitsbeginn arbeitete ich wieder dort. Später brachte ich die Isolationen an. Zum Schluss habe ich alle Räume mit Holztäfer ausgekleidet.
Meiner *Frau Martha* habe ich vor allem zu verdanken, dass wir das Haus bauen konnten. Sie sorgte dafür, dass der bescheidene Lohn ausreichte und sie sogar etwas sparen konnte. Eines ihrer geflügelten Worte war: *‹Und wenn wir den Rekord schlagen im Kartoffel-essen, so schlagen wir ihn eben, aber reichen muss es!›* Sie stand mir in allen Situationen bei und verzichtete auf manches, nur damit wir wieder unser Auskommen selber bestreiten konnten und es uns möglich war, unser Eigenheim zu bauen. Wir waren zufrieden in unserem Häuschen, doch leider erlitt meine Frau am 14. Oktober 1948 abends eine Hirnblutung und verstarb daran am 15. Oktober, kaum 49 Jahre alt. Es war ein schwerer Schlag für uns alle. Jetzt, wo wir wieder auf einem grünen Zweig waren, mussten wir diesen unvergesslichen Verlust erleiden. Weil meine jüngste Tochter *Gertrud* damals erst neun Jahre alt war, musste ich zu ihrer Betreuung eine Haushälterin anstellen.
Meine Frau hatte noch erlebt, dass unsere Tochter *Erna* ihr Studium im Lehrerinnenseminar in Thun mit Erfolg abgeschlossen hatte, und dass sie, nachdem sie zweieinhalb Jahre im Erziehungsheim Sunneschyn in Steffisburg unterrichtet hatte, nach Biglen als Lehrerin gewählt wurde. Während ihrer vierjährigen Ausbildungszeit in Thun durfte Erna bei Elisabeth Müller in Hünibach wohnen. So hat uns Elisabeth tatkräftig unterstützt. Im Jahre 1956 verheiratete ich mich wieder mit *Bertha Pfeuti.*

All die Jahre hatte ich in der Wolldeckenfabrik Schafroth AG in Burgdorf gearbeitet. Direktor Aicher hatte mir seinerzeit bei der Anstellung versprochen, wenn ich zwanzig Jahre bei der Firma arbeite und 65 Jahre alt sei, bekomme ich eine Rente von vierzig Franken monatlich. Nun hatte ich zweiundzwanzig Jahre dort gearbeitet und war 67 Jahre alt geworden, da trug es sich zu, dass die Firma einen Italiener anstellte, der bekam 40 Rappen mehr Stundenlohn als ich, obwohl ich ihn anlernen musste. Ich ging zum damaligen Direktor – Herr Aicher war inzwischen weggezogen – und sagte, ich möchte den gleich hohen Stundenlohn wie dieser Italiener, sonst kündige ich und höre auf zu arbeiten. Er gab es mir nicht. So kündigte ich. Ein- oder zweimal bekam ich dann die Rente.

Stock und Bauernhaus *Siechenschachen,* Burgdorf.

«Russen» 1947 in Burgdorf, 2. und 3. vorn links: *Martha* und *Ernst.*

Dann wurde ich von der Tapetenfabrik *Galban* angefragt, ob ich bei ihnen arbeiten wolle. Weil ich noch rüstig war, nahm ich das Angebot an und bekam mehr Lohn. Da liess man mir meine Rente streichen. Auch wenn es nur vierzig Franken waren monatlich, so war es doch für mich ein spürbarer Verlust. Bei Galban arbeitete ich bis am 31. Dezember 1974, also bis ich 80 Jahre alt war. Dann trat ich vom Berufsleben zurück. Im Jahre darauf machte ich mit meinen Töchtern Trudi und Erna eine Reise nach *Kanada,* wo sich der grösste Teil der Verwandtschaft Ammeter meiner verstorbenen Frau befindet. Die meisten hatte ich zuletzt in Russland gesehen. So tauschten wir viele Erinnerungen aus dieser unvergesslichen Zeit aus.»

3. *Elisabeth Müller: «Das Schweizerfähnchen»*

von Alfred G. Roth

Das Schicksal der Rückkehrer aus Russland hat in der Schweiz bald Anteilnahme gefunden. Schon 1918 bildete sich ein «Komitee der Russland-Schweizer». Ebenso bildete sich am 15. Oktober 1918 eine Organisation in Genf, «Association de secours mutuel et de protection des intérêts Suisses en Russie», um die in Russland blockierten materiellen Werte, die in die Milliarden gegangen sind, zu retten, dies ohne Erfolg (die Firma Roth in Burgdorf hatte allein schon Fr. 38728.– bei 22 Firmen in 8 Städten anzumelden gehabt).

Bald gab es Darstellungen der dortigen Verhältnisse und des Schicksals der Ausgestossenen. Doch war man vorerst der Auffassung, dass eine Mässigung und eine Wiedererlangung der alten Rechte nicht ausgeschlossen sein sollte. Erst als die NEP, die neue ökonomische Politik, abgebrochen wurde und die Säuberungen Stalins begannen, wurde klar, dass eine Rückkehr zu den alten Verhältnissen vorbei war.

Im «Alpenhorn» und im Verlag des Emmenthaler Blattes erschienen von *Albert Steffen* «Die ferneren Lebensschicksale» (1929) und die «Irrfahrten des Lebens und Bilder aus der Mongolei» (1934). Weitere Aufsätze haben wir schon zusammengestellt.[1]

Literarisch verarbeitet wurde das Thema der Rückkehrer etwa von *Waldemar Kunz* in «Sturmzeiten»[2] und von der in Burgdorf aufgewachsenen *Cecile Ines Loos* (1883–1959) in zwei Romanen, «Der Tod und das Püppchen» und «Konradin»[3].

Etwas in Vergessenheit geraten ist die Erzählung von *Elisabeth Müller* «Das Schweizerfähnchen»[4]. Unbekannt ist, selbst bei Liebhabern, dass es sich bei der Vorlage zur Novelle um eine wirkliche Begebenheit

handelt, nämlich um die Rückkehr unserer Familie Siegenthaler 1935 ins Trub. Das Heimkehrermädchen Lisa ist die eine der Töchter Siegenthalers, Erna (*1924), und der Knabe Martin ist Reinhold Siegenthaler (*1928), beide geboren in Todan. Nur die Verhältnisse im Trub sind gestrafft und abgewandelt. Immerhin, das Bergheimwesen, in dem die Refugianten untergebracht waren, steht noch, wenn auch zweckmässig erneuert, das Erlebnis der Schweiz und der Emmentaler Landschaft für die aus Transkaukasien Zurückkehrenden, die Aufnahme und das Einpassen in die festgefügte Berner Dorfschaft mit den neuartigen Problemen ist anschaulich zur Darstellung gebracht, besonders auch die unerschrockene und angriffig-hilfsbereite Art des, der Selbständigkeit gewohnten, ehemaligen Farmers und Käsers, und dies nach einer wirklichen Begebenheit.

Wie kam *Elisabeth Müller* dazu? Sie, die Pfarrerstochter von Langnau, wohnte längst in Hünibach, kam aber gerne gelegentlich in die Ruhe des Trubs zu den Schwestern Kohler am Stutz.

Hier weilte auch fast jedes Jahr Martha Siegenthaler, die seit dem Sommer auf dem Roggengrat jedes Jahr an Nierenentzündung erkrankte, zur Erholung. Sie traf mit Elisabeth Müller zusammen und öffnete ihr gegenüber das Herz. Elisabeth verfasste das Buch und bat um die Erlaubnis, es zu veröffentlichen, was ihr zugestanden wurde. Marie Kohler schrieb 1944 über Frau Siegenthaler auf einem Kalenderblatt: *«Blass, mit finster blickenden Augen, so hat die kleine Frau ausgesehen, als sie zu uns ins Haus kam. Erst als sie an Gewicht zugenommen hatte, schien auch ihre Seele aufzutauen. Ein stilles Freuen glitt über ihr Gesicht, wenn sie aus der alten Heimat zu erzählen anfing. Wie sie dem Vater auf dem Schoss gesessen. Wie er seiner grossen Tochter die Kartoffeln schälte. Selbst die Geschichten der Räuber, die als Erlebnis sicher nichts Angenehmes an sich hatten, schienen in der Erinnerung an die alte Heimat, einen leichten Glanz zu bekommen. Nun hoffen wir, die kleine Frau habe inzwischen für Leib und Seele wieder eine Heimat gefunden.»*

Elisabeth Müller hat für die älteste Tochter *Marie* (*1922) eine Haushaltlehrstelle bei ihrer Schwester *Frau Dr. Frieda Sprecher-Müller* an der Alpenstrasse Nr. 13 in Burgdorf gefunden, und sie hat sich die leiblichen und seelischen Probleme der Rückwanderer schildern lassen. Aus ihrer inneren Anteilnahme ist die Novelle entstanden und sind die Familie und das Trub in die *Schweizer Literatur* eingegangen.

Anhang

1. Anmerkungen

1. Zur Einführung

1.1. Transkaukasien (ab S. 45):

[1] Bernische Blätter für Landwirtschaft 7.11.1862, 106; publiziert *Roth* 5 – Zu Kutzschenbach vgl. *Ammeter* 318 und *Tschudin 70;*
Zu ihm teilte mir *Paul A. Nielson* mit Brief vom 25.4.1984 freundlicherweise mit: *«Von besonderem Interesse ist die im ‹Emmenthaler Blatt› vom 4. August 1909 publizierte Todesanzeige des am 8./21. Juli 1909 im Alter von 74 Jahren auf seinem Gut in Mahmutly (Gouvernement Tiflis) verstorbenen Barons Alexander von Kutzschenbach. Die meines Erachtens bisher nirgends bekannte, und gerade für die Berner, aber auch für die Schweizer Auswanderungsgeschichte wichtige Tatsache, dass die Baronin-Witwe Barbara von Kutzschenbach geb. Scheidegger heisst, deutet ohne Zweifel Beziehungen Kutzschenbachs mit dem Bernbiet bzw. Emmental an, die sicherlich eine entscheidende Rolle bei der grossen Auswanderungsbewegung nach dem Kaukasus gespielt haben.»*

[2] *Aeschlimann s. Brun, Carl:* Schweiz. Künstler-Lexikon I, Frauenfeld 1905, 13 – Seine drei Söhne, alle in Simferopol auf der Krim geboren, blieben in Russland (Burgerrodel Burgdorf). Ein Urenkel, *Sascha Aeschlimann,* ist zurzeit Pianist in Moskau und mit einer Dänin verheiratet. Er besitzt ein Reisetagebuch mit wunderbaren Zeichnungen (schriftl. Mitt.) – Die Villa Woronzows schildert schon 1872 *Thielmann* S. 13 als bewundernswert. Sie war anlässlich der Jalta-Konferenz 1945 Sitz der britischen Delegation.

[3] *Sanders* 297.

[4] *Meyers* Konversations-Lexikon XV, Leipzig 1889[4], 706.

[5] *Ritters* geographisch-statistisches Lexikon I, Leipzig 1883, 796.

[6] *Sanders* 297.

[7] *Schweiz. Konsulate: s. Billo* 47; HBLS V 773; HIV Bern 1881, 17ff.

[8] *Molokaner: s. Meyers* Konversations-Lexikon XIII, Leipzig-Wien 1890[4], 584.

[9] *Karabulaken: s. Ritter* l.c. 826.

1.2. Weltpolitik (ab S. 48):

[10] *Eriwan:* s. Vertrags-*Ploetz* III 278.

[11] *Kars:* l.c. 354.

[12] Vertrag von *Kars:* l.c. IVa, 63 vom 18.10.1921.

[13] Vertrag von *Sèvres:* l.c. 54 vom 10.8.1920.

[14] *Ammeter* 347; 28.5.1918 Abkommen des Deutschen Reichs (General von Lossow) in Poti mit der neuen Georgischen Republik zu deren Schutz gegen die Bolschewiki, Sanders 304.

[15] *Peters* 16.

[16] *Sanders* 304.

[17] Grosser historischer Weltatlas III, München 1967[3], 173.

[18] Minister-*Ploetz* II 67.

[19] Vertrags-*Ploetz* IV A, 59ff, Vertrag von Moskau 26.2.1921, und *Lenin,* Deklaration der Rechte der Völker Russlands, 15.11.1917 §2.

[20] Minister-*Ploetz* II 67.

[21] *Loris:* s. sein Bild in *Zimmermann, Moritz B.:* Illustrierte Geschichte des orientalischen Krieges II, Wien-Pest-Leipzig 1878, Holzstich S. 593.

[22] *Eriwan: Koestler, Arthur:* Als Zeuge der Zeit, Bern 1983; vgl. dort auch den berüchtigten Ausrottungsbefehl des türkischen Innenministers *Talaat* (1872–1921) vom 15.9.1915 wie auch zum weiteren Schicksal der Armenier unter den Bolschewiki.

[23] *Žordánia:* s. Minister-*Ploetz* II 242.

[24] *Ammeter* 357; vgl. auch *Sanders* 308 und *A. O.* in der NZZ 12.6.1985

[25] Hilfsgesuche: *Revesz, Laszlo:* Präzedenz für Sowjethilfe, Zeitbild 17.2.1980, 3f. – Wie weit der Anschlusswunsch Georgiens fingiert war, geht daraus hervor, dass noch nach 63 Jahren der Widerstand nicht erloschen ist, und beweist die ap-Meldung vom 19.3.1984 aus Moskau: *«Wegen sowjetfeindlicher Propaganda sind, wie am Montag aus Kreisen der georgischen Opposition bekannt wurde, die drei georgischen Dissidenten... letzte Woche zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt worden...»*

1.3. Milchwirtschaft (ab S. 52):

[26] *Ammeter* 333.

[27] *Ammeter* 339.

[28] *Peters* 14; Kasbek 5046 m, Elbrus 5633 m.

[29] *Tschudin* 70.

[30] *Mair-Waldburg, Heinrich:* Handbuch der Käse A-Z, Kempten 1974, 357.

[31] *Peters* 15.

[32] Grossmolkereien: s. *Bach* 234.

[33] *Ammeter* 339.

[34] *Mair-Waldburg, Heinrich:* Handbuch der Käse A–Z, Kempten 1974, 839.

[35] s. Literatur, Einleitung.

[36] *Ammeter* 348.

[37] *Tschudin* 73.

[38] *Tschudin* 74.

[39] Schweiz. Milchzeitung 20.7.1984.

[40] Deutsche Molkerei-Zeitung 19.7.1984, 956.

[41] *Loertscher 5.*

[42] Helvetas-Partnerschaft, Mai 1984, 9.

1.4. Käsehandel (ab S. 58):

[43] zu *Galizin: s. Stuker, Jürg:* Die grosse Parade, Olten-Freiburg i. B. 1971, 219ff. mit Bild.

[44] wohl *Ilarion I. Woronzoff* (1837–1916).
Sein Nachfolger als Vizekönig wurde, nach der Abberufung als Oberkommandierender an der Westfront am 22.8.1915, der Vetter des Zaren, *Nikolai Nikolajewitsch* (1856–1929), der gleichzeitig das Oberkommando über die Kaukasus-Armee erhielt und als solcher ganz Türkisch-Armenien erobern konnte.

[45] *Ammeter* 324.

[46] *Ammeter* 325.

[47] *Ammeter* 340f.

[48] zu *Blandoff:* s. *Roth* 6.

[49] zu *Dubach:* s. Gedenkschrift 101f. und *Roth* 35f.

[50] *Dubach: s. Bach* 230f.

[51] Einkauf *Dubach:* s. *Lengacher* 16.

[52] Grosshändler: s. *Bach* 234. – *Wittwer* in Charkow: *Gottlieb* (1831–1893) und sein Neffe *Friedrich* (1872–1923).

[53] Gebr. *Stucki:* s. *Bach* 235 *Tschudin* 74 und Loertscher 5

[54] *Tschudin* 92.

1.5. Siegenthaler und Ammeter (ab S. 60):

[55] *Nielson.*

[56] *Meschtschersky:* s. Gedenkschrift 101 und *Billo* 42.

[57] *Lengacher* 8f.

[58] *Peters* 113ff.

[59] *Ammeter* s. Literatur.

[60] *Peters* 63ff.

[61] *Peters* 83 – s. Bild S. 57 vorstehend.

[62] *Peters* 84.

[63] *Peters* 106ff.

1.6. Exodus der Schweizer (ab S. 61):

[64] *Koestler, Arthur:* Als Zeuge der Zeit, Bern 1983, 5.

[65] *Peters* 19 und Bild 25. – Der «Patriarch» hatte die Innenpolitik Stalins genau beobachtet und die Folgerungen daraus rechtzeitig gezogen, vgl. Einführung 1.3. Schluss.

2. Anmerkungen zum Text

I. Am Garachatsch (ab S. 63):

[1] Kamen = Stein, *Kaminka* (Beiwort zum weggelassenen Hauptwort Reka = Fluss) = steiniger Fluss, oder das gleiche wie auf Keltisch «Gohl» (im Emmental). – Die Kaminka ist ein westlicher Zufluss der Bortschala.

[2] *Gottlieb Graf* (gestorben 1927): vgl. *Ammeter* 318 Nr. 40.

II. Woronzowka (ab S. 66):

[3] Über Motivation und Löhne der Käsereiangestellten vgl. *Tschudin* 40ff.

[4] *Schule:* Anders hielten es die *Ammeter* in Karabulach, etwas weiter nördlich und weniger tief im Gebirge, in einem andern Seitental der Bortschala gelegen. *Peters* schreibt S. 16 (übersetzt vom Herausgeber):
«Die Ammeters glaubten an Bildung. In den ersten Jahren wurden ihre Kinder in einem der deutschen Dörfer, von denen es dort mehrere gab, erzogen, indem man sie bei Familien unterbrachte...
Später wurde eine eigene Schule in Airigar eingerichtet. Mit der Revolution wurde Airigar aufgegeben und eine Schule in Karabulach gegründet.» Der Airigar liegt weiter oben im Gebirge hinter Baschkitschét mit weiter Aussicht auf den ganzen Kaukasus im Norden.

III. Todan (ab S. 67):

[5] *Eine Deßjätina* = 1,0925 ha = 2400 Quadratsaschen.

[6] *1. Weltkrieg:* Der russische Mobilmachungsbefehl erfolgte am 25.7., erster Mobilmachungstag 29.7.1914.

IV. Räuber (ab S. 75):

[7] Auch *Bach* berichtet S. 239:
«Bei den Behörden war der Schweizer wohl gelitten und genoss eher Vorteile, als der Russe selber. Jedes Jahr musste er seinen Pass erneuern, wofür er 2–5 Rubel zu entrichten hatte; Einkommenssteuer bezahlte er keine...
Von dem ‹zaristischen Regiment› als solchem spürte also der Russland-Schweizer nicht viel. Er genoss höchstens dessen angenehme Seiten: eine sehr grosse Bewegungsfreiheit und mannigfaltige Erwerbsmöglichkeiten bei kleinster oder keiner Steuerbelastung. Voraussetzung dazu war natürlich, dass er sich nicht in das grosse politische Leben des Landes einmischte. Dazu bestand keine grosse Gefahr: die Käsemacher lebten sehr zerstreut in dem riesigen Lande und waren zufrieden, wenn sie im Frieden ihr Gewerbe betreiben konnten.»
Das Wohlwollen der Behörden war begründet auf dem persönlichen Wohlwollen des letzten Zaren *Nikolaus II.* (1868–1918) Handel, Industrie und Entwicklung gegenüber.

V. Gämbär (ab S. 80):

[8] *Bürgerkrieg:* Es ging um das Festlegen der Grenze der zwei neu entstandenen Republiken *Aserbeidschan* und *Armenien.* Sie waren schon südöstlich von Elisabethpol strittig. Hier war das mohammedanische Chanat *Gandscha* (danach Elisabethpol) von Russland 1804 erobert worden, das südöstlich anschliessende, nach dem armenischen Hochland zu gelegene Chanat *Kara-Dagh* erst 1805. Im ganzen hatte das Gouvernement Elisabethpol 1883 bei 636316 Einwohnern nur ca. 25% Islamiten. –
Der mit dem *Vertrag von Sèvres* (8.1920) begründete neue *Armenische Staat* hatte noch keine festen Grenzen und kam schliesslich nicht zustande. Sein Ostteil, das russiche Gouvernement Eriwan, erst seit 1828 bestehend (vgl. Vertrags-*Ploetz* III 277 und IV A 54), mit 50% Armeniern, hatte seine Nordgrenze fast in Sichtweite der Siegenthaler, hinter der Bergkette des Murow-Dagh (vgl. Bild S. 80/81), bloss einen Tagesritt südlich von Todan.

[9] *Barisowka:* Die geschlossenen Russendörfer wurden von Tataren und Räubern anders respektiert als die verstreuten Einzelhöfe der Berner Käsemacher. Bei diesen war zudem offensichtlich mehr zu holen. Mittelalterliche Zustände! – Die deutschen Dörfer richteten Ortswehren ein. – Die am 20.4.1920 erfolgte Ausraubung der Siegenthaler ist bereits ein Zeichen des Zerfalls der Republik Aserbeidschan eine Woche später und der eingeleiteten Enteignung durch die herangekommenen Bolschewiki.

[10] *Gandscha:* die alte Hauptstadt des Gouvernements, am gleichnamigen Fluss, nach 1804 in *Elisabethpol* umgetauft, heisst seit 1935 *Kirowabad* (Minister-*Ploetz* II 67), zu Ehren des in Leningrad im Auftrag Stalins am 1.12.1934 ermordeten Towarischtsch *Sergej Mironowitsch Kirow* (1886–1934). Er war 1917/9 Politkommissar gegen die Weisse Armee im Kaukasus gewesen, 1920 Sowjetdelegierter zur Unterminierung der freien Georgischen Republik und 1921 erster Sekretär der KP Aserbeidschan zur Organisation dieser neuen Sowjetrepublik, vgl. *Thomas Urban* in der NZZ 1./2.12.1984.

[11] *Gämbär:* zu seinem Untergang am 27.4.1920 vgl. Minister-*Ploetz* II 67.

VI. Kommunisten (ab S. 84):

[12] vgl. dazu den Ignoranten Rokk als Delegierten des Kreml in der Erzählung von *Michael Bulgakow* (1891–1940) «Die verhängnisvollen Eier» 1925.

[13] *Bach* 243 berichtet, wie es der Tochter des genannten Käsehändlers *Dubach* von Moskau, *Bertha* (1860–1951), mit ihrem Gut ergangen ist:

«Ein furchtbares Unglück brach über ganz Russland aus. Alles Privateigentum wurde beschlagnahmt, Einkerkerungen und Mord, Raub und Gewalttat waren an der Tagesordnung. Auf den Gütern erschienen die Sendboten der Machthaber und beschlagnahmten das Geld, das Inventar, die Vorräte; sie holten die Maschinen weg, plünderten die Warenlager der Geschäfte, durchsuchten die Häuser nach Schmucksachen und trugen die Kleider, Essbestecke und Geschirre fort. Auf dem Gut der Fräulein Dubach hatte der Verwalter klugerweise die wichtigsten Bestandteile aus den Maschinen entfernt und zurückbehalten. Mit ihrer Hilfe stellte er notdürftig neue Geräte her und bearbeitete mit Hilfe williger Bauern nachts das Feld. Aber auch die Ernte wurde weggenommen. Die Gutsbesitzerin musste als solche und so dann als Grosshändlerin und Studierte dreifach verdächtig erscheinen und besonders hartnäckiger Verfolgung gewärtig sein, und mehrmals stand sie in höchster Lebensgefahr, bis ihr endlich die Ausreise in die Schweiz gelang.»

Ähnliches berichtet das *Komitee der Russland-Schweizer:* «Unter der Herrschaft des Bolschewismus». Zürich Ende November 1918, 5 und 16.

[14] *«Gegen Ende 1922 war der ideelle Zusammenbruch der konterrevolutionären Bourgeoisie abgeschlossen. Schritt für Schritt hatte sich die marxistische Philosophie ihren Weg zum Massenpublikum freigekämpft»;* s. *Koscharny, Walery:* An den Quellen der sowjetischen philosophischen Wissenschaft, Moskau 1981.

VII. Heirat (S. 86):

[15] Die *Neue Ekonomische Politik* = NEP, dauerte von 1921 bis 1928. Sie ist *M. J. Kalinin* (1874–1946) zu verdanken, dem einzigen Abkömmling eines Bauern unter Lenin im Zentralkomitée der KPSU.

[16] *C.J. Loos* schreibt in «Konradin», Zürich 1943, S. 235: *«Man sagte sich, allzulange werden diese Zeiten nicht dauern, man wird etwas Neues einrichten, das gut sein wird für alle, denn das Land bleibt ja gleich. Das schöne Land und das fruchtbare Land! So sprach man, und so dachte man, und man hielt sich an diesen Trost, dass wohl jetzt alles eine sehr ernste, aber dennoch vorübergehende Zeit sei. Die Zeit, in der man sich solche Zustände nicht hätte träumen lassen, lag ja noch nicht weit weg, ein paar Monate zurück.»*

VIII. Verschärfung (ab S. 89):

[17] so auch *Bach* 248: *«ganz ungeheure Steuern.»* Folgen der «Entkulakisierung» durch Stalin.

[18] Auch *Boris Pilnjak* stellt in seinem Roman «Das nackte Jahr» (1922) fest:« *Es gab kein Brot. Es gab kein Eisen, Hunger. Tod, Lüge, Entsetzen überall.»*

[19] Dies sind die ersten Zeichen für die blutigen Säuberungen Berias in Transkaukasien.

[20] *Baku* war seit 15.9.1918 Hauptstadt der Republik Aserbeidschan (Minister-*Ploetz* II 67).

IX. Exodus (ab S. 94):

[21] *Arthur Koestler:* Als Zeuge der Zeit, Bern 1983:

Er gibt einen Begriff, wie es 1932 auf dem Bahnhof Tiflis ausgesehen hat, und wie es die Siegenthaler anderswo wohl auch angetroffen haben:

«Der Warteraum im Bahnhof von Tiflis sah genauso aus wie alle andern Warteräume in der Sowjetunion: wie ein mit Leichen übersätes Schlachtfeld. Resigniert setzte ich mich zwischen mein Gepäck auf den schmutzigen Steinboden, umgeben von Bündeln, Körben und schlafenden menschlichen Gestalten.»

[22] *Erna,* welcher das Hauptverdienst an der Aufzeichnung der Erinnerungen ihres Vaters zukommt, ist geboren am 5.11.1924 in Todan.
Bei der langen Dauer des Weges aller Dokumente durch zentralistische Bürokratie konnten sich gewisse Verschiebungen ergeben.

X. Im Trub (ab S. 97):

[23] *Herberge zur Heimat,* Gerechtigkeitsgasse 50: Hausvater war seit 1912 der auch als Zeichner und Lithograph bekannte *Emanuel Haller* (1876–1959).

[24] *Rückwanderer:* nach *Bach* 245 war damals *nach bernischem Gesetz der Staat zuständig, wenn der Rückwanderer mehr als zwei Jahre ausserhalb des Kantons wohnte und nicht unterstützungsbedürftig war. .... Der Bund gibt durch die Vermittlung der eidgenössischen Polizeiabteilung an diese Beträge bis zu 50%.*

[25] *Gottfried Scheidegger* (1896–1968) im Mittleren Twären.

[26] *Roggengrat:* Dieses Waldheimwesen von 1747, heute gediegen erneuert, liegt an der Egg zwischen dem langnauischen Wittenbachgraben in der Gohl und dem Truber Twerengraben, auf 980 m Höhe, Zufahrt über Riegenen (Bild S. 99).

[27] *Schwestern Kohler: Anna* (1893–1981) war Lehrerin im Dorfschulhaus, *Marie* (1895–1964) hielt am Stutz unter dem «Löwen» eine kleine Pension. Bei ihr kehrte gelegentlich die Schriftstellerin *Elisabeth Müller* (1885–1977) ein.

[28] *Salzmann-Siegenthaler, Fritz* (1907–1976), in der Twärschür, Sektionschef.

[29] *Fankhauser-Fankhauser Johann (Hans,* 1896–1955), im Weierhaus.

3. Zu Elisabeth Müller (ab S. 105:
vgl. *Laedrach, Walter,* Berner Heimatbücher Nr. 68, Bern 1957.

[1] s. Literaturverzeichnis und *Roth* 47ff.

[2] *Kunz:* bei Fischer, Münsingen 1956.

[3] *Loos: «Der Tod und das Püppchen»,* Zürich 1939, neu Küsnacht, Zürich 1983; ferner *«Konradin»,* Zürich 1943.

[4] *Müller: «Das Schweizerfähnchen»,* Bern 1937 mit Bildern von *Paul Wyss jr.,* dem Neffen der Verfasserin (*1897); vgl. Künstler-Lexikon der Schweiz XX. Jh., Frauenfeld 1963/7, 1080.

2. Literatur

Die 1983 herausgekommene Lizentiatsarbeit von *Gisela Tschudin* über «Die Auswanderung von Schweizer Käsern nach dem Zarenreich» enthält ein erschöpfendes Literaturverzeichnis. Es muss darauf verwiesen werden.

Von uns werden die folgenden Werke öfters zitiert:

Ammeter:	*Ammeter, Fritz:* Lebensschicksale der Familie Ammeter im Kaukasus, Langnau, Alpenhorn 1929, Nr. 40–46.
Bach:	*Bach, Fritz:* Die Reichenbacher in Russland, 1938².
Billo:	*Billo, Friedrich Eduard:* Ein Brief aus Moskau 1884, herausgegeben von *A.G. Roth,* Burgdorfer Jahrbuch 1977.
Gedenkschrift:	*Roth, Alfred G.:* Gedenkschrift G. Roth & Co. AG, Burgdorf 1948.
Komitee:	Komitee der Russland-Schweizer: Unter der Herrschaft des Bolschewismus, Zürich, Ende November 1918.

Lengacher: *Lengacher, Wilhelm* und *Margrit:* Erlebnisse eines Oberländer Käsers im alten und im kommunistischen Russland, Gute Schriften, Bern 1961.

Loertscher: *Loertscher, Leo:* Meine Jugend- und Wanderjahre, Russland –Schweiz–Nordafrika, Privatdruck Burgdorf 1981.

Peters: *Peters, Peter J.:* History and Genealogy of Christian Ammeter, Privatdruck, Winnipeg, Man., Canada 1982;
mit einem Kapitel über die Familie *Ernst Siegenthaler-Ammeter.* Die deutsche Übersetzung ist in der vorliegenden Arbeit durchgesehen und ergänzt vom Herausgeber. Der englische Urtext enthält einige Missverständnisse.

Minister-*Ploetz:* *Ploetz:* Regenten und Regierungen der Welt II, Bd. 4, Würzburg 1964[2].

Vertrags-*Ploetz:* *Ploetz:* Konferenzen und Verträge II, Bände 3 und 4A, Freiburg & Würzburg 1958 und 1959.

Roth: *Roth, Alfred G.:* Schweizer Käse in Russland, Burgdorf 1981.

Sanders: *Sanders, A.:* Kaukasien Geschichtlicher Umriss, München 1942.

Thielmann: *Thielmann, Frhr. Max J.:* Streifzüge im Kaukasus, in Persien und in der asiatischen Türkei (1872), Leipzig 1875.

Tschudin: *Tschudin, Gisela:* Die Auswanderung von Schweizer Käsern nach dem Zarenreich, liz.-phil. Arbeit, Historisches Seminar, Universität Zürich 1983.

Nicht mehr verglichen werden konnten die Akten des Privatarchivs über Russland, das bei *Dr. Franz Moser,* Gerechtigkeitsgasse 13, 3011 Bern, liegt, und von dem wir durch *Paul A. Nielson* Kenntnis erhielten. Er schreibt:
«Es handelt sich hauptsächlich um einen Sammelband von Briefen, Post- und Ansichtskarten, vereinzelte Photographien und sonstige Dokumente, welche dem aus Arni bei Biglen stammenden Käser David Moser (1868–1942) und seiner Frau, Marie Elise Moser geb. Schneider (1874–1961) zwischen 1901–1917 aus dem Kaukasus geschrieben haben. Detaillierte Angaben über Käseherstellung und -Verkaufspreise kommen neben solchen bekannten Namen wie Ammeter und Siegenthaler öfters vor.»
Ferner erscheint der Band der Osteuropa-Abteilung des Historischen Seminars der Universität Zürich, *«Schweizer im Zarenreich»,* erst im Herbst 1985, also nach der Drucklegung der hier unterbreiteten Erinnerungen, im Verlag von Hans Rohr, 8024 Zürich.

3. Stammbäume

1. Kinder des *Christian Siegenthaler* von Trub

* Bleiken 11. Dezember 1851		† Oberdiessbach 22. November 1935
	Ehefrau: *Anna Elisabeth Schüpbach* von Bleiken ∞ 15. Juni 1872 im Münster zu Bern	
* Oberdiessbach 14. Januar 1850		† Todan 14. März 1929

	15 Kinder, überlebend:	
* Oberdiessbach 1872 † 19..	*Elise*	∞ Oberdiessbach 1908 mit *Jh. Bösch,* Käser, in Garachatsch
* Courtetelle 1877 † 1967	*Christian* Käser in Wladikars bei'Kars	∞ Oberdiessbach 1908 mit *M. v. Niederhäusern,* 1888–1974
* Lucens 1878 † Bern 1963	*Eduard* Käser in Ardagan	∞ Oberdiessbach 1914 mit *Rosina Keller* v. Oberthal, 1885–1957
* Karabulach 1885 † Moutier 1958	*Gottfried*	∞ Tiflis 1910 mit *Rosa Liechti* v. Trachselwald 1888 (Kamerli)– 1923 (Todan)
* Karabulach 1887 † 1974	*Hans*	∞ Oberdiessbach 1914 mit *Lina Mollet* *1888 (Todan)–* *1953 (Oberdiessbach)*
* 1888 † 1981	*Rosa*	∞ 1913 mit *Franz Widmer,* Käser, 1880–1969
* Katharinenfeld 1892 † 1956	*Klara*	∞ Tiflis 1914 mit *Joh. Eicher,* Käser, 1889–1969, Käser ht. Woronzowka
* Kaminka, Garachatsch 1894	*Ernst*	∞ Karabulach 25. Oktober 1921 mit *Martha E. Ammeter* v. Isenfluh 1899 (Karabulach)– 1948 (Burgdorf)

2. Kinder des *Christian Ammeter,* des «Patriarchen», von Isenfluh,
Sohn des *Christian* und der *Marianne Müller (Maria)*

* Isenfluh 9. Januar 1849		† Starbuck, Manitoba, CA 20. Oktober 1938
	Ehefrau:	
* Isenfluh 30. Dezember 1852	*Elisabeth Ammeter* von Isenfluh Tochter des *Peter* und der *Elisabeth,* geb. *Ammeter* ∞ 1. November 1872 in Gsteig	† Karabulach, Georgien, 1. April 1921

	Kinder:	
* Isenfluh 14. Dezember 1873 † Winnipeg CA 1. März 1943	*Christian* Käser in Karabulach und Airigar	∞ Elisabeththal, südwestlich Tiflis, 27. September 1893 mit *Rosina Ammeter* von Isenfluh, 1871–1956
* Isenfluh 23. Juli 1875 † Starbuck CA 1. Oktober 1942	*Friedrich* Buchführer der Käserei Karabulach	∞Katharinenfeld, Georgien, 4. Juni 1902 mit *Anna Elisabeth Stücker,* Bernerin, 1881–1965
* Isenfluh 4. Mai 1877 † Winnipeg CA 24. Januar 1951	*Gottlieb* Käser in Airigar	∞Katharinenfeld 10. April 1900 mit *Rosina Daiber,* wohl aus Württemberg, 1879–1972
* Isenfluh 9. Juli 1879 † Lützelflüh 13. Oktober 1968	*Elise* war 2 Monate alt bei Auswanderung (2. September 1879) nach Russland	∞Alexanderhilf w. Tiflis 25. November 1903 mit *Ferdinand Bernhard* von Lützelflüh, 1874–1917
* Karabulach 8. Oktober 1881 † Starbuck CA 24. Februar 1971	*Johannes* Käser in Karabulach	∞Alexanderhilf 26. Oktober 1904 mit *Emma Locher,* 1887–1965 aus Alexanderhilf
* Karabulach 29. Oktober 1883 † Winnipeg CA 16. Januar 1942	*Anna Emma*	∞Karabulach 7. März 1905 mit *Adolf Trachsel* von Noflen, 1883–1966
* Karabulach 25. Oktober 1885 † Starbuck CA 9. Februar 1967	*Peter* Käser	∞Katharinenfeld 12. Februar 1912 mit *Pauline Rothfuss* (Cousine von *Emma Locher)*
* Karabulach 10. April 1887 † Anola, CA 31. März 1969	*Gotthilf*	∞Karabulach 6. Mai 1919 mit *Klara Ryff* von Attiswil, * 1900 Karabulach
* Karabulach 29. Januar 1889 † Karabulach 1926	*Alfred*	∞Karabulach 18. August 1918 mit *Klara Locher* aus Alexanderhilf. 1900–1981
* Karabulach 14. Mai 1890 † Aris, CH 8. Januar 1970	*Rosa Lina*	∞Karabulach 5. Dezember 1910 mit *Albert Lerch* von Wynigen, 1879–1946

* Karabulach 29. August 1899 † Burgdorf 15. Oktober 1948	*Martha Elisabeth*	∞ Karabulach 25. Oktober 1921 mit *Ernst Siegenthaler* von Trub, *1894

3. Kinder des *Peter Ammeter,* 1819–1854

* 1845 † 1898	*Peter II* Käser in Karabulach	∞ 1871 mit *Rosina Marti,* 1849–1924
* 1848 † 1909 (ermordet bei Katharinenfeld)	*Johannes* Käser in Karabulach	∞ 1876 mit *Anna Trachsel,* 1841–1922
* 1850 † 1908	*Christian*	∞ 1877 mit *Magdalena Balmer,* 1858–1894, 11 Kinder, 5 davon im Kindesalter gestorben
* 1852 † 1921	*Elisabeth*	∞ 1872 mit *Christian Ammeter,* 1849–1938, es ist der «Patriarch», s. *Peters,* 29ff.

Kinder des *Peter II,* 1845–1898

* Thurnen 1871 † Starbuck, CA 1956	*Rosina*	∞ 1893 mit *Christian Ammeter* (Sohn des Patriarchen) 1873 (Isenfluh)– 1943 (Winnipeg CA)
* Mamutli, Georgien 1874 † Bern 1956	*Peter III*	∞ 1895 mit *Anna Elisabeth Graf* 1875–1937 von Goldiwil
* Mamutli, Georgien 1873 † 1947	*Friedrich* Verfasser der «Lebensschicksale» 1929	∞ mit *Anna Elisabeth Trachsel*
†1907	*Klara*	∞ mit *Gottfried Ryff,* Käser in Radinovka, † 1911 (ermordet bei Kars), s. *Peters* 99

Sohn des *Peter III* (neben weiteren 7 Kindern)

* 1910 † 1978	*Siegfried*	∞ 1933 mit *Emma Mathilde Ammeter,* * 1909, lebt in Chagny bei Beaune

Tochter des *Friedrich*

	Emma Mathilde	∞ 1933 mit *Siegfried Ammeter* obgenannt

Töchter von *Gottfried* und *Klara Ryff*

* Karabulach 1900	*Klara*	∞ Katharinenfeld 1919 mit *Gotthilf Ammeter,* Sohn des «Patriarchen» 1887 (Karabulach)–1961 (Anola, CA) s. *Peters,* 98ff.
* Russland 1902	*Marie*	∞ 1949 mit Konsul *Walter Baumann,* * 1895 Zürich, leben in Dürrenast, s. *Peters,* 99

Abbildungsverzeichnis

S. 49: Ausschnitt aus *Andrees* Handatlas, Bielefeld/Leipzig 1924[8], Blatt 150.

S. 53: Baron *Kutzschenbach* (4. von rechts mit Melone und Bart) zu Besuch in der Emmentaler Käserei des *Christian Ammeter* in *Karabulach,* um 1900; hinter ihm an der Wand 3 Emmentaler Käsejärbe, vor ihm ein Laib, rechts neben diesem *Alfred Bacher,* Vater des Oswald.

S. 55: Käserei *Karabulach, Christian Ammeter* hat selber seine 9 Schweizer Hüttenknechte und 2 tatarische Wächter photographiert; der 4. von links ohne Weste sein Schwiegersohn *Adolf Trachsel* (1883–1966); der 4. von rechts ist *Johann Eicher* (1889–1969), der 1914 Klara Siegenthaler (1892–1956), die Schwester Ernsts, heiratete. – Der Käse ist gezeichnet mit «12. H»(-erbstmonat), etwa 1910.

S. 57: *Tatarische Trödler;* – Xylographie nach Zeichnung von *Ralph Stein,* in «Über Land und Meer», Stuttgart 1889, 557; – Was die Tataren stahlen oder raubten, vertrieben sie auf entfernten Märkten als Trödlerware.

S. 59: *David Dubach* (1827–1902) aus Diemtigen, zuerst Käser, dann Käsehändler in Moskau, mit Tochter *Bertha Luise* (1860–1951); – Photo um 1880 von *J. Djagowtschenko,* Kusnjezky Most (= Brücke), Moskau.

S. 63: *Ernst Siegenthaler* um 1915.

S. 65: *Christian* und *Anna Elisabeth Siegenthaler-Schüpbach;* – Photo Nr. 11097 von *Rudolf Bühlmann,* Thun, etwa 1875.

S. 67: Der kaiserliche *Siegelstempel* Alexanders III. auf der Plan-Urkunde des Fürsten Beglarof für die Herrschaft Todan, Tiflis 1886.

S. 70/71: *Helenendorf* am Gandscha; in der Mitte die lutherische Kirche, davor am Fluss die Mühle; – Kopie einer Panoramaansicht gegen Osten, Geschenk von Dr. med. Wilhelm Kühfuss, Berlin, an Erna Stettler-Siegenthaler.

S. 72: *Siegenthal;* ganz rechts ein Stall, dahinter das Wohnhaus, bei beiden die Stangen für die Funkempfangsantenne, links Ställe, jenseits des Bachgrundes der Weg ins Kjuraktal und nach Erketsch; – Photo *Albert Siegenthaler* (Sohn Gottfrieds, *1915) 1937 vor seiner Heimkehr.

S. 73: Planausschnitt aus der Messurkunde des Fürsten Beglarof der *Herrschaft Todan* 1886. Die Siegenthaler bauten ihre Siedlung im Bachgrund an der Wegspinne ca. 3,3 cm vom unteren Schmalrand. Norden ist oben an der Schmalseite, Osten längsseits. Dort wird das Gut begrenzt durch «r.(ega) bala-kjurak-tschai», d. h. das «Gewässer des kleinen Wildbachs», der, von Manasched kommend, ganz im Norden in den (grossen) Kjurak-Tschai mündet; – ganze Urkunde: Feder/Aquarell auf rentoiliertem Papier 96 × 62 cm; der kaiserliche Stempel am Kopf abgebildet S. 67.

S. 87: links: *Martha Ammeter,* 1919; – Photo *E. Changulbian,* Kolonie Katharinenfeld, Georgien.
rechts: *Ernst* und *Martha Siegenthaler-Ammeter* mit den Töchtern *Erna* und *Marie,* um 1925.

S. 89: *«Nach Sibirien»*; – Xylographie von *H. Dies* nach Skizze von *A. Wanjura* in «Über Land und Meer», Stuttgart 1878/9, 268.

S. 91: oben: *Sommer* in Siegenthal, die Jungmannschaft bei den Bienenkästen neben dem Wohnhaus;
unten: *Winterfreuden* in Siegenthal, beim Obstgarten; – beides Photos von *Albert Siegenthaler* um 1933.

S. 93: Passphoto für die Ausreise 1935, *Ernst* mit *Marie, Erna* und *Reinhold;* – Photo *Albert Siegenthaler.*

S. 97: Plakat von *Hans Falk* (*1918); – farbige Lithographie 1944, Weltformat.

S. 99: Der *Roggengrat* oder Chaischpu ob dem Twerengraben im Trub, datiert 1747, ursprünglich Rauchhaus ohne Kamin; – Photo *A. Roth* 7. August 1982.

S. 103: oben: Der *Siechenschachen* neben dem Tunnel, erstes Quartier der Siegenthaler in Burgdorf; Stock wohl von 1843, Bauernhaus 1736 datiert, beides abgerissen um 1969. – Photo *A. Roth* 9. Februar 1969.

unten: Die Sippe der *Siegenthaler aus Russland* an der Zusammenkunft in Burgdorf, neben dem Metzgergassbrunnen; – Photo *Albert Siegenthaler* 26. Oktober 1947; *Martha* und *Ernst* vorn 2. und 3. von links.

S. 105: *Paul Wyss jr.* (*1897): Buchumschlag 1937 für die Novelle seiner Tante *Elisabeth Müller* (1885–1977).

Farbtafel: *Valentine Zelinski,* Lehrerin und Malerin in Helenendorf: Das Gut *Siegenthal* um 1930 mit Blick zum Murow-Dag; – Öl auf Leinwand, 25 × 38 cm ohne Rahmen, im Besitz und freundlicherweise zur Verfügung gestellt von Frieda Sommer-Siegenthaler, Oberdiessbach.